

Glauben und Wissen.

1906. IV. Jahrgang. — Heft 10. Oktober.



Das Tannenreis.

Bei einem Gärtner wurde einst ein Strauß für einen armen Kranken bestellt. Recht schön sollte er werden, um das Herz des Armen zu erfreuen. So wurden denn zu der stolzen Rose die duftenden Veilchen, die würzige Nelke und manch andere farbenprächtige Blume gefügt; zuletzt brach der Gärtner auch noch ein kleines Tannenreis von einem Bäumlein, an dem er eben vorbeiging, ab und gesellte es dem Strauße zu, damit doch etwas „Grünes" daran sei. Die stolzen Blumen sahen mit großer Geringschätzung auf das Tannenreis, auf dieses „wildwuchernde, wertlose Unkraut" wie sie es nannten, herab, und das verachtete Zweiglein fühlte sich sehr unbehaglich in der vornehmen Gesellschaft und sehnte sich lebhaft nach seinem grünen Walde, wo es eben recht war, so wie es war, woselbst die Vöglein in den Zweigen sangen, und der Sonnenschein und der Wind mit seinen grünen Nadeln spielte. Nun wurde der Strauß zu dem Kranken gebracht. — Lange sah derselbe sinnend darauf nieder. — Dann nahm er die Rose aus dem Kreis des Ganzen. „Stolze Blume", sprach er, „Du blühst dem *Glück* und der *Liebe*, was sollst Du *mir*?" Und er legte die Schwerbeleidigte zur Seite. „Arme Veilchen" fuhr er fort, „wie rasch werdet Ihr verblüht sein, wie sehr gleicht Euer Los dem meinen, dem auch ein schweres Geschick so rasch Kraft und Gesundheit genommen." Und auch sie mußten zu der Rose wandern. So ging es einer prächtigen Blume nach der andern; sie ward kurz besichtigt und beiseite geschoben. Ihre Frische und Schönheit schien ihm, seiner spottend, die Stärke und Kraft des gesunden Lebens zu verkündigen, und ihr süßer Duft tat ihm weh. Zuletzt blieb nur noch das Tannenreis übrig. Lange hielt es der Kranke in der Hand, und sein Auge wurde feucht. „Grünes Tannenreis", sprach er dann, „du *Sinnbild der Hoffnung* und der Treue, immer gleich grün, im Winter wie im Sommer, ob Sturm, ob Sonnenschein, wer dir gleichen könnte! Lehre mich ausharren auch in

Krankheitsnacht. Auch in trüben und stürmischen Tagen! Ja, du grünes Reis, Symbol der Hoffnung, du sollst mein Trost sein.“ Und zärtlich zog er es an seine Lippen. — Das Tannenreis wußte nicht, wie ihm geschah! So vorgezogen all den stolzen Blumen! In seinen kühnsten Träumen wäre ihm das nie in den Sinn gekommen! Und der Trost sein dürfen des armen Kranken! Welch ein seliges Glück! Ein unendlicher Jubel, eine namenlose Freude erfaßte es. Heiß stieg es in seiner Rinde auf, brach in hellen Freudentränen daraus hervor, als herrlich schimmernde, goldgelbe Tropfen und hing leuchtend zwischen seinen grünen Nadeln, mit würzigem Duft das ganze Zimmer erfüllend. —

Oft seitdem, wenn die Menschen durch den sonnendurchfluteten Tannenwald gehen, bleiben sie wohl einen Augenblick stehen, holen tief Atem und sagen: „Wie köstlich duftet doch — Tannenharz.“ E. Wölffel.



Ist das Christentum weltflüchtig?

Immer lauter und allgemeiner wird das Ja auf diese Frage. In den verbreitetsten und gelesensten zeitgenössischen Schriften kann man's lesen, und solche, die sich sonst bekämpfen, werden hierin Freunde.

Ludwig Büchner, der Verfasser des Grundbuchs des deutschen Materialismus, „Kraft und Stoff“, behauptet: „Das Christentum ist eine excessiv spiritualistische Religion, welche mehr auf das Sterben als auf das Leben vorbereiten will und einem phantastisch ausgeschmückten Jenseits alle Interessen des Diesseits mehr oder weniger zum Opfer bringen läßt und durch seinen fortwährenden Hinweis auf die himmlische Seligkeit allen Sinn für alles irdische Glück mehr oder weniger abstumpft.“

Ganz ähnlich läßt sich ein Hauptvertreter des idealistischen Pantheismus vernehmen, der Philosoph des Unbewußten, Eduard von Hartmann. In seiner Schrift „Die Selbstzersetzung des Christentums“ bezeichnet er das Christentum als eine durch und durch transzendente Weltanschauung, welche mit allen ihren Interessen nur im Jenseits wohne und so sehr von den jenseitigen Interessen absorbiert sei, daß sie für das Diesseits durchaus keine übrig behalte; das Christentum predige deshalb „Weltverachtung und Weltflüchtigkeit.“

Dieselbe Ansicht vertritt David Friedrich Strauß in seinem für viele Gebildete maßgebenden „Bekenntnis“ „Der alte und der neue Glaube“, wenn er Jesum mit dem Stifter des Buddhismus auf eine Stufe stellt, der Religion Jesu die Verwerfung „dieser Welt“ beimißt und in den Bettelorden des Mittelalters und dem Bettelwesen in Rom „echt christliche Institute“ sieht, welche in den protestantischen Ländern nur durch eine „ganz anderswoher stammende Bildung“ beschränkt worden seien.

Auch Ernst Haeckel hat sich gedrungen gefühlt, das Christentum von dieser

Seite her anzugreifen und in Mißkredit zu bringen. Er beschuldigt in seiner die Farben dick auftragenden Art auf Seite 141 und 142 der Volksausgabe seiner „Welträtsel" das Christentum der Verachtung des Leibes, der Natur, der Kultur, der Familie und der Frau.

Kein Wunder, daß sich auch sozialdemokratische Redner und Schriftsteller auf dieselbe Seite stellen und den handarbeitenden Massen die christliche Religion durch die Behauptung zu verleiden suchen, sie gebe den Menschen nur Anweisungen auf den Himmel und entfremde irdischen Aufgaben, sowie durch Zitieren der Feuerbachschen Ausspruchs: „Sind wir für den Himmel geboren, so sind wir für die Erde verloren."

Aber auch da, wo man keine Feindseligkeit gegen das Christentum voraussetzen darf, begegnet man der Überzeugung, daß es seinem Wesen nach asketisch sei. Zwei Beispiele mögen es beweisen. Ich las kürzlich, um mich über Bismarcks religiöse Stellung zu vergewissern, in den Studien zu seinem Charakterbilde, welche Moritz Busch unter dem Titel „Unser Reichskanzler" veröffentlicht hat. Da stieß ich im 1. Bande, S. 112 auf diese Sätze: „Das Christentum ist die Religion der Weltverachtung. Die Erde und das irdische Dasein des Menschen ist ihm im Gegensatze zum antiken Heidentum und der Renaissance, denen die Natur wahr und heilig, und deren Kultus die Freude an der Welt, deren Tugend voll entfaltete und durch Gesetz und Sitte vor Übermut und Übermaß gewahrte Kraft ist, Eitelkeit der Eitelkeiten, heil- und wesenloser Schein und Tand. Nur jenseits, droben ist das wahre Leben." Und in der Denkschrift der Bremer Lehrerschaft vom September 1905, welche erklärlicherweise großes Aufsehen erregt hat, weil sie beantragt, daß der Religionsunterricht in den öffentlichen Schulen abgeschafft werde, steht auch der Satz: „Es läßt sich nicht leugnen, daß unsere sittliche Lebensführung viel mehr von dem altklassischen Menschheitsideale, in dessen Sinn auch Goethe und Schiller dichteten, bestimmt wird als von der Entsagungslehre des reinen Christentums."

Schon die Häufigkeit der Anklage verbietet, sie nicht zu beachten. Noch mehr ihr Gewicht. Ist sie doch völlig dazu angetan, viele dem Christentum zu entfremden. Denn sie werden vor die Alternative gestellt: Entweder Christentum oder Welt. Und da werden sich nicht wenige gegen das Christentum und für die Welt entscheiden. Gewiß auch deshalb, weil der praktische Materialismus, wie immer so noch heute, starke Herrschaft ausübt; aber noch mehr um der Verhältnisse willen, unter denen der moderne Mensch lebt. Die höhere Kultur, die fortgeschrittenen Wissenschaften und Künste, der über Land und Meer sich ausdehnende Handel, die industrielle Entwickelung unter dem Einfluß der Maschinen binden diesen viel mehr an die Welt, als dies vordem der Fall war, und verhindern ihn durchaus, die Welt für nichts zu halten und einer Weltanschauung hold zu sein und treu zu bleiben, welche nichts als Eitelkeit und Nichtigkeit der Welt predigen soll. Um dieser durch jene Anklage Beunruhigten und Gefährdeten willen gilt es, klar zu sehen und gewiß zu sein; denn nur dann kann man derartig widerlegen und beruhigen, daß man auf Gehör rechnen darf.

Aber es handelt sich nicht bloß um andere, sondern auch um uns selbst.

Tua res agitur, deine Sache wird hier verhandelt, muß jedem Christen zugerufen werden. Jedem, außer denjenigen, welche hinter Klostermauern sich zurückgezogen haben. Ja, selbst diese geht es an, so gewiß sie den Segen der Baukunst, der Malerei und der Musik in ihren Gotteshäusern genießen und ihre Freude an der Natur haben. Alle übrigen Christen, welche einen irdischen Beruf haben und ausüben, welche ein Familienleben gründen und pflegen, welche ihr Vaterland lieben und an dessen Wohlfahrt Anteil nehmen und mit tätig sind, welche sich, forschend oder genießend, mit der Natur beschäftigen, alle müssen aus jener Anklage den Vorwurf hören: Ihr seid keine wahren Christen; ihr könnt das alles nicht mit gutem Gewissen tun.

Nun könnte ein evangelischer Christ diesen Vorwurf leicht nehmen und sich damit beruhigen, daß es doch im Geist und in der Lehre seiner Konfession liege, auch die bürgerlichen und sozialen Pflichten als gottgewollte und ihre gewissenhafte Erfüllung als Gottesdienst anzusehen. Und seine Konfession heiße ja eben deshalb die evangelische, weil sie auf das biblische Christentum zurückgehe und so dem wahren Wesen der christlichen Religion entspreche. Aber wir erfuhren ja bereits, daß Strauß die Wertschätzung der Welt in der evangelischen Kirche auf eine andere Quelle als das Evangelium Jesu zurückführt, nämlich auf „eine Bildung", welche „ganz anderswoher" stamme. Er meint sicherlich den Humanismus, welcher den Vätern der Reformation keineswegs fremd gewesen ist, und welcher eine Reaktion des wiedererwachten griechisch-römischen Geistes der Wissenschaft und Kunst gegen den asketischen Geist der mittelalterlichen Kirche war und in Deutschland auch das Bürgertum ergriff und den dritten Stand in den Vordergrund des nationalen Lebens eintreten ließ. Und gewiß hat die deutsche Reformation die Opposition wider die mönchische päpstliche Kirche mit dem Humanismus gemein; denn sie betonte, daß „das Leben im weltlichen Beruf, in Staat, Gemeinde und Familie nicht ein unvermeidliches Übel sei, um der Schwachen willen zugelassen, eine gleißende Schale mit todbringendem Inhalt, sondern Betätigung der wahren und vollkommenen Sittlichkeit". Aber hatte sie ein Recht, hinzuzufügen: der wahren und vollkommenen christlichen Sittlichkeit? Das ist es, was Strauß und Hartmann bestreiten. Vielmehr sei der Katholizismus mit seinem mönchischen Sittlichkeitsideal der wahre Vertreter des historischen Christentums, der Protestantismus dagegen bloß ein Übergangsstadium vom abgestorbenen echten Christentum zu den modernen Kulturideen, die doch den christlichen Ideen in den wichtigsten Punkten diametral entgegengesetzt seien. Diesem Urteil Hartmanns steht zur Seite die Straußsche Behauptung: „Seinen Bestand unter den heutigen Kultur- und Industrievölkern fristet das Christentum nur noch durch die Korrekturen, die eine weltliche Vernunftbildung an ihm anbringt, welche ihrerseits großmütig oder schwach und heuchlerisch genug ist, dieselben nicht sich, sondern dem Christentum anzurechnen, dem sie vielmehr entgegen sind."

Sind wir demnach vor eine sehr ernste und entscheidungsvolle Frage gestellt, so muß es uns Bedürfnis und Pflicht sein, sie gründlich und gewissenhaft zu prüfen. Zu diesem Zwecke untersuchen wir erstens, bei welchen Weltanschauungen Weltflucht notwendige und unausbleibliche Folge ist, zweitens, ob diejenigen Schrift-

ſtellen, auf welche ſich die Anklage ſtützt, ſie völlig rechtfertigt, drittens, ob es Schriftſtellen im Neuen Teſtamente gibt, welche dem Chriſten die Weltflucht verbieten, viertens, ob ſich bei den asketiſchen Richtungen, welche in der chriſtlichen Kirche hervorgetreten ſind, außerchriſtlicher Einfluß nachweiſen läßt, und fünftens, welche Einſeitigkeiten innerhalb der Chriſtenheit noch immer jener Anklage Nahrung geben. Nur auf dieſe Weiſe können wir für uns zur vollen Klarheit und Gewißheit gelangen und an unſerem Teile dazu beitragen, daß jene Rede andere nicht mehr beunruhige, beziehentlich daß ſie allmählich verſtumme.

1. Eine notwendige und unumgängliche Folge iſt die Weltflucht, wenn die Welt als das Nichtſeiende und deshalb Nichtige und Trügeriſche aufgefaßt wird, oder wenn das Leben in der Welt, weil dieſer die Vergänglichkeit weſentlich iſt, lediglich als ein Leiden gilt, oder wenn als Urheber der Welt untergeordnete Weſen gedacht werden, welche ſie aus der bereits vorhandenen ungöttlichen Materie bilden. Die Typen hieſer Weltauffaſſungen ſind der Brahmanismus, der Buddhismus und der Eſſenismus.

Der Brahmanismus ruht auf der Erlöſungsſehnſucht, auf dem Trachten und Ringen nach Freiheit von der Welt und nach der Ruhe in Gott. Dieſes Streben beruht aber nicht ſowohl auf der Erfahrung, daß die Welt voll Übel und Verſuchung, Täuſchung und Enttäuſchung iſt, als vielmehr auf der Erkenntnis, daß ſie überhaupt nicht iſt, ſondern nur ein trügeriſcher Schein ohne Sein. Sie iſt ein Blendwerk der Maya, der Illuſion; ſei es, daß ſich Brahma ſelbſt durch die Lockungen der Maya verleiten ließ, das wahre Sein einer wunſchloſen Ruhe mit der Scheinexiſtenz einer unruhigen Vielheit zu vertauſchen, ſei es, daß die Maya nur im menſchlichen Geiſte, ſeinem Vorſtellen und Denken zu ſuchen iſt. Die Welt iſt ein Nichtiges. Dieſe Lehre iſt der Tummelplatz der brahmaniſchen Unterweiſung und Predigt. Dadurch ſoll die Sehnſucht nach dem hinter dem Schein liegenden Sein geweckt und gemehrt werden. Unbewegt und ſchweigend, ohne zu ſehen, zu hören, zu fühlen, zu wollen, zu denken, ſitzt oder ſteht daher der nach Einswerdung mit dem wahren, ewigen Sein, mit Brahma, Trachtende, verſunken in das leere Nichts ſeines inhaltloſen Bewußtſeins. Und um den durch den Leib vermittelten Einfluß der Welt auf das Bewußtſein nach Möglichkeit abzuſchwächen, legt der nach Erlöſung Trachtende ſeinem Leibe Büßungen auf, die nicht ſelten furchtbarſter Art ſind.

Der Buddhismus legt den Hauptakzent auf die Vergänglichkeit der Welt. „Alles, was iſt, iſt nicht ſowohl ein Seiendes als vielmehr der Prozeß des ſich erzeugenden und wieder auflöſenden Seins.“ Die Welt in allen ihren Teilen zeigt ein ununterbrochenes und ausnahmloſes Entſtehen und Vergehen und Wiederentſtehen. In ſolche Unbeſtändigkeit hineinverflochten zu ſein, iſt Leiden. „Geburt iſt Leiden, Alter iſt Leiden, Krankheit iſt Leiden, Tod iſt Leiden, mit Unliebem vereint ſein iſt Leiden, von Liebem getrennt ſein iſt Leiden, nicht erlangen, was man begehrt, iſt Leiden, kurz die fünferlei Objekte des Ergreifens (d. h. des Haftens an der Körperlichkeit, an den Empfindungen, den Vorſtellungen, den Geſtaltungen und an dem Erkennen) ſind Leiden“, ſo lautete die erſte Wahrheit, die der Buddha verkündigt

hat. Dementsprechend lautet die Grundforderung des Buddhismus: Du sollst dich von dieser Welt lösen. Dazu gehört das Wissen der vier Wahrheiten vom Leiden, von der Entstehung des Leidens, von der Aufhebung des Leidens und von dem Wege zur Aufhebung des Leidens. Dieser Weg ist die Rechtbeschaffenheit und das Sichversenken. Die Rechtbeschaffenheit ist eine fünffache: kein lebendes Wesen töten, sich nicht an fremdem Eigentum vergreifen, nicht die Gattin eines anderen berühren, nicht die Unwahrheit reden, nicht berauschende Getränke trinken. Dazu kommen für diejenigen, welche dem die Erlösung allein vermittelnden Orden angehören, noch die Gelübde: sich aller weltlichen Vergnügungen enthalten, den Gebrauch von Schmuck jeder Art, der wohlriechenden Wässer, Salben, Öle aufgeben, auf einem harten, niedrigen Lager schlafen und immerdar in freiwilliger Armut leben. Das rechte Sichversenken aber besteht in einem völligen Zurückziehen der Sinne von den Außendingen und in dem dadurch vermittelten Aufgehen des Selbstbewußtseins und des Willens in Nirwana, d. h. in dem Erloschen- oder Ausgewehtsein, einem Zustande höchster Vergeistigung in völler Freiheit von allen irdischen Banden.

Die Essener oder Essäer, eine jüdische Sekte zur Zeit Christi, über Palästina und Syrien verbreitet, bildeten einen asketischen Bruderbund. Ihre Lehre war: Jehova ist das reine, heilige, unvergleichliche und unbegreifliche Urlicht, aus welchem eine Menge Geister, Erzengel und Engel, hervorgingen. Von diesen wurde die Welt aus der an sich seelenlosen, unbeweglichen, toten Materie geformt. Die Tugend besteht in dem Ringen nach Befreiung des Geistes und der Materie. Deshalb sind nötig häufiges Beten und Fasten; deshalb sollen Fleisch und Wein nicht genossen werden; deshalb entäußere man sich des Reichtums; deshalb ist die Ehelosigkeit zu empfehlen.[1])

Mit Absicht erinnerte ich an die Grundgedanken dieser prinzipiell asketischen Weltanschauungen, um den großen Unterschied zwischen ihnen und den Grundlehren des Christentums deutlich erkennen zu lassen. Oder wo findet sich in seiner Urkunde, der Bibel, auch nur ein Wort davon, daß die Welt bloßer Schein und völlige

---

1) Dieselbe Vorstellung, daß die Welt von einem unter der höchsten Gottheit stehenden Wesen aus der ungöttlichen ewigen Materie gebildet worden sei, finden wir auch bei den christlichen Gnostikern, infolgedessen auch bei ihnen Forderung und Pflege der Askese. Dagegen fehlen diese da, wo neben der guten Gottheit ein böser Geist angenommen wird, welcher darauf aus ist, die von jener geschaffene Welt zu verderben. Man sieht dies am deutlichsten an der Lehre Zarathustras (Zoroasters), nach welcher der böse Geist nicht nur durch seine Gegenschöpfungen alle guten Schöpfungen des guten Gottes verdirbt, sondern auch dadurch, daß er die Menschen- und Tierprotoplasten tötet, den Tod in die Welt bringt, die ersten Menschen zur Sünde verführt und auch die schädlichen Tiere und Pflanzen hervorbringt. Deshalb wird das ganze Leben der Gläubigen als ein fortwährender Kampf gegen das Böse angesehen. Auch Ackerbau und die Pflege reiner Tiere und Pflanzen sind kräftige Mittel, dem Reiche der Finsternis Abbruch zu tun. Aber auch Arbeitsamkeit überhaupt ist neben der Wahrheitsliebe eine siegreiche Waffe in diesem Kampfe.

Es würde also völlig unberechtigtigt sein, dem Christentum wegen seiner Teufelslehre die Askese als etwas Notwendiges und Ursprüngliches zuzuweisen.

Nichtigkeit sei, oder davon, daß das Leben in der Welt nichts als Leiden bedeute, oder davon, daß die Entstehung der Welt sich nicht auf Gott zurückführe? Vielmehr, sowohl im Alten als auch im Neuen Testament wird häufig und unzweideutig Gott der Schöpfer der Welt genannt und als der Herr Himmels und der Erde gefeiert; die Natur gilt als eine Offenbarung der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes; die fromme Freude an der Schöpfung und an den einzelnen Geschöpfen kommt mehr als einmal zum Ausdruck; das dankbare Genießen dessen, was Gott geschaffen und gegeben hat, erscheint als durchaus erlaubt, vergl. 1. Tim. 4, 4 und 1. Kor. 10, 26. 28. 31, und langes Leben auf Erden als ein Gotteslohn. Paulus, welcher von den Leiden dieser Zeit viel erfahren hatte und von dem Seufzen der Kreatur ergreifend schreibt, Röm. 8, 19—22, empfiehlt an keiner Stelle seiner Briefe die Weltflucht, sondern tröstet mit dem Hinweis auf reichen Segen des Leidens, Röm. 5, 3—5, und auf die Aufhebung der Unvollkommenheit der Welt durch ihre Verklärung, Röm. 8, 21. Und selbst dasjenige biblische Buch, in welchem die Eitelkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen sehr stark betont wird und ein skeptischer Geist sein Wesen treibt, der Prediger Salomo, wie es in unsrer deutschen Bibel heißt, bleibt weit davon entfernt, den Verzicht auf Lebensgenuß zu empfehlen, sondern stellt vielmehr den Grundsatz auf: Ohne Sorge und Selbstpeinigung das Gute hinnehmen und genießen, das Gott auf den Lebenspfad streut, vergleiche z. B. III, 12—14 und IX, 7—9. Der Grund ist völlig durchsichtig. Eine Weltanschauung, welche auf dem Glauben an Gott den Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt ruht, kann wohl den Blick schärfen und das Gefühl mehren für die Unvollkommenheit der Welt und des irdischen Lebens, aber unmöglich bis zu dem Urteile gelangen lassen, daß die Welt ganz verderbt sei und gar keine Güter besitze, gar keine Freuden biete.

Und auch bei Strauß lesen wir, a. a. O., S. 61: „Jesus nahm aus der Religion seines Volkes nicht nur den einigen Gott, sondern auch das Gesetz herüber. Nur, wie er das letztere geistiger auslegte und von den traditionellen Zusätzen gereinigt wissen wollte, so bildete er, was die Vorstellung von Gott betrifft, an einzelne Andeutungen im Alten Testament anknüpfend, den strengen Herrn in einen liebenden Vater um, und gab dadurch dem religiösen Verhalten des Menschen eine im Judentum bis dahin unbekannte Freiheit und Heiterkeit.“ Das ist ein sehr bedeutsames Zugeständnis. Denn eben der Glaube an Gott als einen liebenden Vater läßt eine Verachtung dessen, was dieser in der Natur und durch sie schenkt, nicht zu; und eben die Reinigung des Gesetzes von den traditionellen Zutaten, die Betonung desjenigen Teiles des Gesetzes, den man das Sittengesetz nennt, und das Zurücktretenlassen des Zeremonialgesetzes hatten zur Folge, daß das einzige Asketische, das der alttestamentlichen Religion anhaftet, die levitische Reinheit, die priesterliche Absonderung von der Welt, für die Jünger Jesu bedeutungslos wurde und bedeutungslos blieb, solange in ihrer Mitte der Gedanke des allgemeinen Priestertums mächtig war.

2. Trotzdem verharrt Strauß dabei, daß Jesu ein schwärmerischer, weltablehnender Zug eigentümlich gewesen sei, und sucht dies aus dem Neuen Testamente

zu begründen. „Er hieß die Seinigen vor allem nach dem Reiche Gottes trachten, sich unvergängliche Schätze im Himmel, nicht vergängliche auf der Erde sammeln, er pries die glücklich, die jetzt arm und gedrückt sind, weil ihrer um so größerer Lohn im Himmel warte.“ „Nichts von allem, was sich hier der menschlichen Tätigkeit als Ziel und Gegenstand darbieten mag, hat (im christlichen Dualismus wie im buddhistischen Nihilismus) einen wahren Wert; alles Streben und Trachten danach ist nicht bloß eitel, sondern dem Menschen an der Erreichung seiner wahren Bestimmung sogar hinderlich. Ein möglichst leidendes Verhalten, diejenige Tätigkeit abgerechnet, die zur Linderung fremden Leidens oder zur Verbreitung der erlösenden Einsicht erforderlich ist, führt am sichersten zum Ziele.“ „Vor allem ist demnach das Streben nach irdischen Gütern, ja selbst der Besitz von solchen, sofern man sich dessen nicht freiwillig entäußert, vom Übel. Dem reichen Mann im Evangelium ist schon allein um dessen willen, daß er alle Tage herrlich und in Freuden lebt, ohne daß wir sonst etwas Unrechtes von ihm erführen, die Hölle gewiß. Dem begüterten Jüngling, der über die Erfüllung der gewöhnlichen Gebote hinaus noch etwas Übriges tun möchte, weiß Jesus nichts Besseres zu raten als alles, was er habe, zu verkaufen und den Armen zu geben.“ „Ebensowenig (als von kriegerischen Tugenden) findet sich im Evangelium ein Wort für die friedlichen politischen Tugenden, für Vaterlandsliebe und bürgerliche Tüchtigkeit. Der Spruch: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist“ ist doch nur eine ausweichende Antwort. Ja selbst für die Tugenden des häuslichen und Familienlebens wird das Vorbild und die Lehre Jesu dadurch unergiebig, daß er selbst ohne Familie war. Wir haben verschiedene Aussprüche von ihm, worin er diese natürlichen Bande gegen die geistigen in einer Weise herabsetzt, die zwar ihren guten Sinn hat, doch vermöge ihrer Schroffheit der Mißdeutung Raum gibt. Sonst erfahren wir noch, daß er, während er die Ehelosigkeit als das Höhere für Menschen höherer Bestimmung vorbehielt, über Unauflöslichkeit der Ehe strenge Begriffe hatte, und daß er ein Kinderfreund gewesen ist.“

An dieser Kritik der Lehre Jesu ist ein Zwiefaches zu tadeln und zu beanstanden. Einmal enthält sie Behauptungen, welche exegetisch unhaltbar sind, und sodann läßt sie den Hauptgesichtspunkt außer acht, unter welchem die ganze Lehre Jesu wie sein gesamtes Wirken steht.

Der Zusammenhang, in welchem die erste Seligpreisung steht, gibt an die Hand, daß Jesus die innerlich empfänglichen Armen gemeint hat, selbst wenn er das „am Geiste“, das wir bei Matthäus lesen, nicht hinzugefügt haben sollte. Das Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus läßt nicht darüber im Zweifel, warum jenen schwere Strafe im Jenseits trifft: nicht deshalb, weil er reich war, sondern weil er sich dem Sinnengenuß ganz ergeben hatte, den ihm sein Reichtum ermöglichte, und weil er Moses und die Propheten nicht gehört hatte, welche er kannte und besaß (vergl. den letzten Teil des Gleichnisses). Dem reichen Jüngling mußte Jesus aufgeben, alle seine Güter zu verkaufen und den Erlös den Armen zu geben, weil er nur durch diese Forderung die Selbstzufriedenheit des jungen Mannes und seine Einbildung treffen und zerstören konnte, jede ihm gestellte Auf-

gabe lösen zu können. Selbst wenn man Strauß zugestehen müßte, daß der Ausspruch: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist“ nur ein Verlegenheitswort und eine ausweichende Antwort auf die sehr versuchliche Frage „Ist es recht, daß man dem Kaiser Zins gebe?“ gewesen sei, so blieben doch noch die Tränen, die Jesus über Jerusalem geweint hat, und der patriotische Wunsch des Paulus Röm. 9, 3 als vollgiltige Zeugnisse dafür, daß der Christ sein Volk und Vaterland lieben darf und soll. Und kann wirklich im Ernst behauptet werden, Jesu Vorbild sei unergiebig für die Tugenden des häuslichen und Familienlebens, da doch jedermann nicht bloß weiß, was Strauß zugibt (daß Jesus über die Unauflöslichkeit der Ehe strenge Begriffe hat, und daß er ein Kinderfreund gewesen ist), sondern auch sein Verhalten zu der befreundeten Familie in Bethanien, seine Teilnahme an der Hochzeit zu Kana, seinen Verkehr mit der Familie des Petrus und seine Fürsorge für seine Mutter unter den Kreuzesqualen kennt?

Noch wichtiger ist das andere: daß Strauß es unterlassen hat, an Jesu Verhalten und Lehre denjenigen Maßstab zu legen, auf welchen er unbedingten Anspruch hat. Wenn alles, was er getan und gelehrt hat, deutlich erkennbarer Weise und auch ausgesprochenermaßen nur Einem dienen sollte, der Verwirklichung des Gottesreichs auf Erden, dann fordert es die Gerechtigkeit, alle seine Aussprüche daraufhin zu prüfen, in welchem Zusammenhange sie hiermit stehen, und ob sie hieraus verständlich sind. Daß Strauß diese Gerechtigkeit nicht geübt hat, ist auch deshalb sehr auffällig, weil er selber bei Besprechung des Erwerbstriebes zugibt, daß derselbe wie jeder andere eine Unterordnung unter höhere Zwecke fordere.

Das Gottesreich ein Reich, in dem der Vatername Gottes das höchste Kleinod ist und der Wille Gottes vollkommen getan wird, ein Reich, das seinen Gliedern die Vergebung ihrer Sünden bringt und Friede und Freude im heiligen Geist, ein Reich der Tugenden Demut, Sanftmut, Herzensreinheit, Friedfertigkeit, ein Reich, dessen Vollendung die Vernichtung des Bösen bedeutet und die Aufhebung aller Unvollkommenheit der Welt einschließt. Ein solches Reich ist wohl des Trachtens wert und verdient es, daß man es über alle Güter stellt. Wer nach diesem Reiche und seiner Gerechtigkeit trachtet, verrichtet die wichtigste Kulturarbeit; denn er fängt bei sich und bei anderen mit der Befreiung und Veredelung der menschlichen Natur eben da an, wo die Knechtschaft und Verunzierung derselben ihren Anfang genommen haben und immer wieder nehmen, dem sündhaften Willen. Und wer die Gerechtigkeit des Gottesreiches besitzt, besitzt auch die zur gewissenhaften Erfüllung der bürgerlichen Pflichten erforderliche sittliche Kraft, mag er nun ein Handwerk treiben oder Kinder zu erziehen haben oder ein Staatsmann oder Staatsbeamter sein oder zum Schutze des Vaterlands die Waffen führen oder im Dienste der Kunst oder Wissenschaft stehn. Hierzu bedurfte es einzelner besonderer und eingehender Vorschriften nicht.

Wohl aber mußte Jesus alles dasjenige bekämpfen, was dem Erlangen des Gottesreichs und dem Besitze seiner Gerechtigkeit zuwider ist. Dahin gehört das „heidnische“ Sorgen, welches sich so gebärdet, als ob es nichts Wichtigeres und Höheres gäbe denn Nahrung und Kleidung, und als ob es hierbei lediglich auf

des Menschen Tun ankäme; dahin gehört der in der gleichen Gesinnung geübte Erwerbstrieb, welchem das erworbene Geld und Gut zum Mammon wird, dem man als einem Herrn dient, und zum Schatz, an den man sein Herz hängt; dahin gehört die Weltliebe, welche 1. Joh. 2, 16 ausdrücklich gedeutet ist als die sinnliche Lust und als der Übermut (Luther: „hoffärtiges Leben"), welcher die Unsicherheit der irdischen Güter vergißt und sich prahlerisch auf ihren Bestand verläßt; dahin gehört das Leben im Dienste der Selbstsucht, der Sinnlichkeit und der Trägheit, welche drei Mächte im Neuen Testament unter dem Begriffe „Fleisch" zusammengefaßt sind.

Und so hoch steht das Gottesreich und derart wertvoll ist es, daß es solchen, die in Entscheidungszeiten leben oder die sich seinem Dienste völlig und ungeteilt widmen wollen, zur Pflicht werden kann, Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Weib oder Kinder oder Äcker zu verlassen, Matth. 19, 29, die geistig Toten ihre leiblich Toten begraben zu lassen, Matth. 8, 22, und ehelos zu bleiben, Matth. 19, 12.

3. Aber Strauß hat sich nicht bloß dessen schuldig gemacht, daß er asketisch klingende Aussprüche einseitig deutet und den Hauptgesichtspunkt übersieht, unter welchem das ganze Evangelium steht, sondern er hat es auch unterlassen, diejenigen Tatsachen und Worte zu berühren und zu besprechen, welche es geradezu verbieten, das Urchristentum als eine asketische Lehre zu fassen.

Da fällt vor allem ins Gewicht, daß der Stifter des Christentums selbst kein Asket gewesen ist. Er folgte Einladungen zu Gastmählern, verkehrte in dem befreundeten Hause Bethaniens mit Frauen, war Gast auf einer Hochzeit. Er ließ sich die Füße waschen und das Haupt salben. Und dies alles wird nicht bloß unbedenklich in den Evangelien erzählt, sondern findet auch Beglaubigung durch das originale Herrenwort: „Johannes ist gekommen, aß nicht und trank nicht; so sagen sie: Er hat den Teufel. Des Menschen Sohn ist gekommen, isset und trinket; so sagen sie: Siehe, wie ist der Mensch ein Fresser und ein Weinsäufer", Matth. 10, 18. 19.

Und wie er selber nicht asketisch gelebt hat, so hat er es auch nicht von seinen Jüngern gefordert. Wohl verlangt er von den Zwölfen, daß sie ihren irdischen Beruf aufgeben sollten, eben weil sie als seine Apostel für einen anderen, höheren Beruf vorbereitet werden und diesen später ausüben sollten; aber ein Lazarus, der Jesu doch sehr nahe gestanden, lebte mit seinen beiden Schwestern in seinem Hause, und dem Hauptmann zu Kapernaum und dem Mitglied des Synedriums Joseph von Arimathia ist nicht aufgegeben worden, daß sie ihrem Berufe entsagten. Ja, nicht einmal den Zöllnern, die sich zu ihm hielten, mutete Jesus dies zu, sondern nur, daß sie das in ihrem Berufe unrecht Erworbene zurückerstatteten. Und von Petrus, der verheiratet war, kann er nicht verlangt haben, daß er seine Ehe löse oder keine Gemeinschaft mit seiner Frau habe; denn wir erfahren durch Paulus, daß sie ihn auf seinen Missionsreisen begleitete, 1. Kor. 9, 5.

Daß Jesu Jünger von ihrem Meister keine asketischen Anweisungen erhalten haben können, geht auch aus folgendem hervor: die Glieder der ersten Christengemeinde in Jerusalem hatten ihre Versammlungen mit Liebesmahl und Feier des

heiligen Abendmahls bloß des Abends; folglich sind sie am Tage ihren Berufsgeschäften nachgegangen. Bei allem lebendigen, ja übermächtigen Gemeinsinn fehlt ihnen zu einem klösterlichen Vereine nicht weniger als das Wichtigste, nämlich das Zusammenwohnen, die Ehelosigkeit und die strenge Scheidung der Geschlechter. Paulus gebietet den schwärmenden Verächtern der Arbeit unter den Christen zu Thessalonich „im Namen des Herrn“, daß sie mit ihren Händen arbeiten sollen, 2. Thess. 3, 12; und in der ältesten Kirchenordnung, die wir besitzen, in den sogenannten apostolischen Konstitutionen, steht die Vorschrift: „Die Müßigen haßt der Herr, unser Gott; und keiner von denen, die Gott verehren, darf müßig gehen.“ Im siebenten Kapitel des ersten Korintherbriefes empfiehlt zwar Paulus die Ehelosigkeit, aber er fügt als Hauptgrund hinzu die Erwartung der baldigen Wiederkunft Christi, und er gebietet sie nicht. Und wenn im sechsten Kapitel des Epheser- und im dritten des Kolosserbriefes die Kinder und die Eltern Vorschriften für ihr gegenseitiges Verhalten gegeben und in jenem Kapitel sowie im ersten Petrusbriefe die Knechte zum Gehorsam gegen ihren Herren ermahnt werden, so leuchtet ein, daß die Christen in dem apostolischen Zeitalter keine asketischen Vereine gebildet haben.

Endlich will beachtet sein, daß Jesus auch das leibliche Elend bekämpft und die Seinen eindringlich zur Barmherzigkeit ermahnt, und daß es auch in den neutestamentlichen Briefen an dergleichen Mahnungen nicht fehlt, während es doch das Eigentümliche der Askese ist, Armut, Besitzlosigkeit, Entbehrung und auferlegte Schmerzen als etwas Wünschenswertes, ja Notwendiges und Verdienstliches anzusehen.

4. Aber man wird fragen: Wie war es möglich, daß die Askese so frühzeitig und so häufig in der Christenheit hervortrat, wenn die christliche Religion gar nicht weltflüchtig ist? Die Kirchengeschichte gibt zur Antwort, daß hierzu verschiedene Umstände mitgewirkt haben, daß aber in jedem Falle außerchristlicher Einfluß maßgebend war.

Als besonders strenge und einflußreiche christliche Asketen haben die Anachoreten zu gelten, Personen, welche sich aus der Welt zurückzogen, um in der Einsamkeit unter Entbehrungen und Selbstpeinigungen Gott zu leben. Besonders die Wüsten Ägyptens, Syriens und Palästinas wurden aufgesucht, und zwar seit der ersten allgemeinen Christenverfolgung unter Decius. Bald taten sich mehrere Anachoreten zusammen und bildeten Gemeinschaften, die ihre Hütten oder Zellen dorfartig um eine gemeinsame Kapelle bauten. Aus einer solchen Ansiedelung entstand unter Antonius in der Thebaischen Wüste das erste Kloster. Schon die Gegenden, in welchen diese asketischen Gemeinschaften entstanden sind, verraten, daß hierbei außerchristliche Vorbilder bestimmend gewesen sind: die essenischen Genossenschaften in Palästina und Syrien und die der Therapeuten in Ägypten. Letztere übten die Philosophie des alexandrinischen Juden Philo († 39 n. Chr.) praktisch aus, eine Philosophie, welche auf der Annahme eines Gegensatzes zwischen der Gottheit und der ungöttlichen Materie beruht. Sie lebten in einzelnen Hütten meist am Mareotis bei Alexandrien, jedem Genusse, jeder Sorge und Arbeit des

irdischen Lebens abgewandt, der Anschauung und Lobpreisung des göttlichen Wesens.

Der orientalisierte Platonismus, welchem Philo huldigte, machte sich auch bei den verschiedenen syrischen und ägyptischen Gnostikern des zweiten Jahrhunderts geltend. Alle stellen dem vollkommenen Gott die Materie als die Quelle des Bösen entgegen und fordern folgerichtig die Losmachung von den Fesseln der Materie durch ein streng enthaltsames und kontemplatives, in die Gottheit sich versenkendes Leben.

Unter dem Einflusse der dualistischen persischen Religion ist im dritten christlichen Jahrhundert der Manichäismus entstanden. Er beruht wie jene auf der Annahme zweier nebeneinander bestehender, sich direkt entgegengesetzter Grundwesen. Im Kampfe beider sind einige Lichtteile von der Materie verschlungen worden. Aus dieser vermischten Materie läßt Gott durch den lebendigen Geist die Welt bilden, damit nach und nach die gefangene Lichtmaterie wieder ausgeschieden werde. Zu dieser Erlösung gehen außerdem zwei Himmelsmächte von Gott aus: Christus und der heilige Geist. Jener als Sonne und Mond, dieser als Äther ziehen die Lichtkräfte der Erde an sich. Um sie festzuhalten, bildet das böse Prinzip den Menschen, in ihm als dem Mikrokosmus das klarste Licht und seine eigene Finsternis vereinend. Da erscheint Christus selbst auf Erden und beginnt durch seine Lehre und Anziehungskraft die Befreiung des Lichts, welche später Mani fortsetzt und durch Offenbarung des Weltzusammenhangs sichert. Diejenigen, welche ihn völlig verstehen und ihm ganz anhangen, die Vollkommenen, vermeiden alle bösen Worte und jeglichen Fleisch- und Weingenuß, gebrauchen ihre Hände zu keiner Arbeit und unterdrücken alle geschlechtliche Lust. Nur die sogenannten Hörer dürfen im Ehestande leben und arbeiten, um die Vollkommenen zu ernähren, wofür ihnen deren Fürbitte die Vergebung ihres sündigen Lebens erwirkt.

Während alle diese asketischen Richtungen in der Christenheit deutlich die Abhängigkeit von außerchristlichen Philosophien und Religionen zeigen,[1]) hat sich die Askese der römisch-katholischen Kirche außer aus dem nach seinem Ursprung bereits charakterisierten Mönchtum aus der Bußdisziplin als Genugtuung für die Sünden durch Fasten usw. und aus dem drm Alten Testament entlehnten Priesterbegriff und seiner Forderung levitischer Reinheit entwickelt. Wie sehr aber die katholische Lehre von der Genugtuung durch Werke und von dem Priestertum der neutestamentlichen Lehre von der Rechtfertigung des Sünders und von dem allgemeinen Priestertum widerspricht, bedarf keines Beweises.

5. Je weniger Grund dazu vorhanden ist, das ursprüngliche Christentum für

---

1) Das Evangelium konnte in den ersten Jahrhunderten dringen, wohin es wollte, überall fand es asketische Neigungen, Lehren, Einrichtungen: in Palästina und Syrien den Essenismus, in Ägypten den Philonismus, in Persien den Parsismus, in Griechenland die Überreste und Überlieferungen des pythagoreischen Bruderbundes und die eleusinischen Mysterien mit ihren Reinigungen. Da würde es geradezu unbegreiflich sein, wenn das Christentum ganz unberührt geblieben wäre, doppelt unbegreiflich bei der maßlosen Sinnenlust und Unsittlichkeit, welche unter den Heiden im Durchschnitt herrschten, und bei den Verfolgungen, die so bald und so furchtbar über seine Bekenner hereinbrachen.

eine asketische Religion und Weltanschauung zu halten, und je gefährlicher diese Meinung gerade in unsrer Zeit ist, desto mehr muß alles dasjenige bedauert werden, was dazu angetan ist, dieser Ansicht und Behauptung einen Schein des Rechts zu geben. Dazu gehört das Sittlichkeitsideal der römisch-katholischen Kirche. Sie läßt zwar ein „niederes" Christentum ohne Askese als „noch ausreichend" zu, aber schon diese Ausdrücke zeigen, daß man dabei nur der Not gehorcht und nicht dem eigenen Triebe. Und hin und wieder wird das auch offen und öffentlich ausgesprochen. So nahm der deutsche Katholikentag in Mannheim im Jahre 1902 einstimmig einen Antrag an, der mit den Worten begann: „Der Katholikentag erblickt in dem Bestehen und Wirken der katholischen Orden und Kongregationen eine glänzende Betätigung der christlichen Welt- und Lebensauffassung."

Aber auch evangelische Kreise leisten jener Meinung dadurch Vorschub, daß sie, wie verschiedene Sekten und wie die streng pietistisch Gesinnten, sich nach Möglichkeit von dem weltlichen Treiben zurückziehen, weil es ihnen als profan erscheint, und einer rein religiösen Auffassung des Lebenszwecks huldigen, in welcher die sittlichen Lebensaufgaben zurücktreten.

Endlich muß es zu Mißverständnis und Mißdeutung Anlaß geben, wenn in sehr gebrauchten Andachtsbüchern und in Predigten die Beseligung, welche der christliche Glaube in diesem Leben gewährt, ganz oder doch zu sehr zurücktritt hinter der ewigen Seligkeit im Jenseits, auf welche wir als Christen hoffen; wenn von „Welt" und „Weltkindern" derart die Rede ist, als ob die Menschheit völlig im Argen läge; wenn der Gottesdienst der Christen auf den Besuch des Gotteshauses beschränkt wird und nur diejenigen als wahre Christen gelten, welche regelmäßig zur Kirche gehn; wenn so wenig um Kraft und Segen zu der täglichen Arbeit und zur Erfüllung der häuslichen und bürgerlichen Pflichten gebetet wird; und wenn man die bürgerliche Berufsarbeit wie ein notwendiges Übel ansieht und nicht vielmehr als ein Hauptmittel zur Betätigung der gottverliehenen Gaben und Kräfte zum Wohle der Nächsten und zum eigenen Heile schätzt. Gustav Steude.



Verwandlung von Wasser in Blut.

„Die ägyptischen Plagen," sagt Kurtz in seinem Lehrbuch der heiligen Geschichte, „sind in den Naturverhältnissen Ägyptens begründet, so daß sie zwar nicht an sich, sondern nur durch ihre Stärke und Ausdehnung, sowie durch schnelle Aufeinanderfolge unmittelbar auf Moses Befehl unerhört und wunderbar erscheinen. Indem sie so natürlich und übernatürlich zugleich waren, ließen sie dem Glauben wie dem Unglauben freie Wahl und konnten zudem den Ägyptern beweisen, daß Jehovah nicht nur ein Nationalgott der Israeliten ist, sondern ein Gott über alle Götter, in dessen Hand auch alle (von den Ägyptern vergötterten) Naturkräfte stehen."

Diese Worte leuchten uns ohne weiteres ein, wenn wir auf die Plagen durch die Frösche, die Stechmücken, das Ungeziefer usw. sehen, aber im Hinblick auf die Verwandlung des Wassers in Blut tritt uns die Frage entgegen: Welches ist wohl hier die entsprechende natürliche Grundlage? Frösche, Stechmücken, Ungeziefer, Pest, Blattern, Heuschrecken, Hagel sind auch sonst über Ägypten gekommen, aber ist schon jemals Wasser in Blut verwandelt worden?

Bei Beantwortung dieser Frage müssen wir zuvor darüber im Klaren sein, ob hier von einer Verwandlung in wirkliches Blut oder nur von einer Verwandlung des gewöhnlichen Wassers in blutrotgefärbtes die Rede ist.

Es widerstrebt unserem Gefühle, das erstere anzunehmen, und dreierlei bewegt uns, diesem Gefühle zu trauen, nämlich 1. der Umstand, daß die Verwandlung des Wassers in wirkliches Blut mit den übrigen Plagen, die in natürlichen Vorgängen ihren näheren Grund haben, nicht harmoniert; 2. die Tatsache, daß das Wort „Blut" noch an anderen Stellen der heiligen Schrift zur Bezeichnung blutroter Färbung gebraucht wird (Joel 3, 4: der Mond soll in Blut verwandelt werden; Apostelgesch. 2, 20: die Sonne soll sich verkehren in Finsternis und der Mond in Blut; Offenb. 6, 12: der Mond ward wie Blut); 3. der Wortlaut der betr. Schriftstelle; es steht zwar geschrieben: „Alles Wasser ward in Blut verwandelt", allein es steht auch geschrieben: „Alle Ägypter gruben nach Wasser um den Strom, denn das Wasser aus dem Strom konnten sie nicht trinken" (2. Mose 7, 24). Da auch ebenso wenig wie in dem Worte „verwandeln" (s. u.) in dem entsprechenden Ausdrucke des Urtextes, wie mir gesagt wird, ein Hindernis liegt, so nehme ich an, daß das Wasser auch nach der Verwandlung noch Wasser gewesen ist, und zwar blutrotes und stinkendes.

Ist aber hiermit das Rechte getroffen, so läßt sich auch die Frage, ob solche Verwandlung des Wassers auch sonst in der Natur vorkomme, bestimmt bejahen.

Ich gedenke hierbei an zwei verschiedene Ursachen, die eine Rotfärbung des Wassers erfahrungsgemäß bewirken.

Es ist altbekannt, daß der Nil zurzeit des Anschwellens rötlich wird „vermöge des fein zerteilten Erdreiches, welches er aus seinen oberen Teilen mit sich herabführt. Schon Herodot erzählt, daß man eine Tagereise von der Küste noch den roten Schlamm aus der Tiefe hervorzieht, den der Nil dem Meere mitgeteilt habe." Mancher hat denn auch diese Schlammfärbung als die natürliche Grundlage der wunderbaren Plage angesehen. „Allein an eine derartige bloße Färbung" — so belehrt uns Dächsel in seinem Bibelwerke — „ist hier um so weniger zu denken, als gerade in und mit derselben das Wasser um so gesunder und trinkbarer wird," während doch in der Bibel steht, daß die Fische starben und der Strom stinkend ward.

„Vielmehr handelt es sich hier", meint Dächsel, „um eine wunderbare, durch Gottes Macht bewirkte Verwandlung oder Zersetzung des Wassers, das dabei in Gärung und Fäulnis übergeht."

Diese Erklärung hat vor der erstgenannten den Vorzug, daß sie das Stin-

kendwerden des Stromes berücksichtigt, während sie der anderen insofern nachsteht, als sie keinen näheren natürlichen Grund für die Rotfärbung angibt.

Selbstverständlich dürfte es sein, daß die stattgehabte Verwandlung eine „wunderbare, durch Gottes Macht bewirkte“ war; wunderbar sind alle Werke des Herrn, und ohne seinen Willen fällt kein Stäubchen zur Erde. Dagegen scheint es zweckmäßig zu sein, die Begriffe Verwandlung, Zersetzung, Gärung und Fäulnis einer näheren Betrachtung zu unterziehen.

Unter einer Verwandlung im eigentlichen Sinne des Wortes — und dieser kommt bei allen den vier Begriffen hier allein in Betracht — versteht man allerdings häufig eine solche Veränderung, bei der ein Gegenstand ein anderes Wesen annimmt, so daß er nicht mehr ein Gegenstand derselben Art bleibt; allein man gebraucht dieses Wort auch für den Übergang oder die Überführung eines Gegenstandes aus einem Zustande in einen andern. Man kann sehr wohl sagen, daß das ungenießbare bittere Wasser in Mara vermittelst des Baumes in genießbares verwandelt wurde.[1]) Eine Verwandlung des Wassers hat also jedenfalls bei der ersten Plage stattgefunden.

Das Wort Zersetzung kommt in der Bibel nicht vor. Man versteht darunter eine chemische Zerlegung eines zusammengesetzten Stoffes. Das Wasser besteht aus zwei Raumteilen Wasserstoff und einem Raumteile Sauerstoff; wird es zersetzt, was ja z. B. durch den elektrischen Strom bewirkt werden kann, so zerfällt es in diese beiden Gase, deren Gemenge, beiläufig bemerkt, angezündet mit furchtbarem Krachen (2. Petri 3, 10) explodiert, auch die größte auf chemischem Wege erreichbare Hitze erzeugt, in welcher selbst Platin, Quarz und Ton schmelzen. An eine solche Zersetzung des eigentlichen Wassers ist hier ja natürlich nicht zu denken. In jedem Gewässer aber, das mit der Erde in Berührung steht, befinden sich noch gar viele, nicht wesentlich zum Wasser gehörige Stoffe, und wenn diese sich zersetzen, so kann allerdings das Wasser, ohne sein Wesen zu verlieren, sehr verändert werden; es kann Farbe und Geruch ändern und einen anderen Geschmack annehmen. Eine derartige Zersetzung hat vermutlich im Nilwasser stattgefunden, insbesondere eine Zersetzung schwefelsaurer Salze, bei der sich Schwefelwasserstoff, eine stinkende Luftart, entwickelt.

Unter Gärung und Fäulnis endlich versteht man Prozesse, bei welchen gewisse organische Stoffe in einfachere Stoffe zerfallen, und zwar unter dem Einflusse einer äußeren Ursache, als welche man in gewissen Fällen aus der Luft stammende Keime und Sporen von Infusorien und Pilzen erkannt hat. Eine Gärung nennt man namentlich das Zerfallen gewisser Zuckerarten und ähnlicher Körper, während man als Fäulnis besonders eine Zersetzung sogenannter Eiweißkörper bezeichnet, welche außer Kohlen-, Wasser- und Sauerstoff auch Stickstoff und Schwefel enthalten und infolgedessen beim Zerfallen üble Gerüche verbreiten. Den Ausdruck Fäulnis gebraucht man jedoch auch für die Zersetzung organischer Ver-

---

1) Vergleiche zu diesem Wunder: E. Dennert, Bibel und Naturwissenschaft. 5. Aufl. Stuttgart, M. Kielmann.

bindungen überhaupt, wenn sie bei mangelndem Luftzutritt, z. B. unter Wasser erfolgt.

Es ist wahrscheinlich, daß eine solche Fäulnis im Nilwasser stattgefunden und auf oben erwähnte im Wasser gelöste schwefelsaure Salze einen zersetzenden Einfluß ausgeübt hat.

In jeder Flüssigkeit aber, welche in Zersetzung begriffene organische Substanzen enthält, findet man mikroskopische Organismen, insbesondere Bakterien und meist in großer Anzahl, nicht selten in unermeßlicher Menge beisammen.

Und wie nun, wenn diese Organismen eine blutrote Farbe gehabt hätten? Wäre dann nicht eine Basis gefunden, die allem entspräche, was die Schrift über die erste Plage sagt, und stünde diese dann nicht im besten Einklange mit den übrigen Plagen? Daß aber rote Organismen in unzähliger Menge in fauligem Wasser, wenn auch selten, gefunden werden, ist eine unbestreitbare Tatsache. Dächsel selbst schreibt: „Es kommen allerdings teilweise Blutfärbungen im Nil, an den Küsten des roten Meeres und in einem sibirischen Flusse vor, die, wie aus mikroskopischen Untersuchungen sich ergibt, durch Kryptogamen und Infusorien bewirkt werden.“ Aber dennoch nimmt er diese Naturerscheinung für die auf Moses Befehl erfolgte Verwandlung nicht als Basis an, während er ein Heranziehen derselben seitens der Zauberer, von denen es heißt, daß sie auch also taten mit ihrem Beschwören, für möglich hält, wenn auch nicht gesagt werden könne, auf welchem Wege das Heranziehen möglich ward.

Das ist seltsam. Bei der Verwandlung durch Mose und Aaron wird eine Fäulnis angenommen, bei der erfahrungsgemäß mikroskopische Organismen zahlreich auftreten, und doch sollen Organismen bei dieser Verwandlung die Blutfärbung nicht veranlaßt haben können, während dies bei der Verwandlung durch die Zauberer für möglich erklärt wird!

Uns selbst ist die Möglichkeit, ja die Gewißheit, daß wir in roten mikroskopischen Organismen die nähere natürliche Ursache der Blutfärbung des Nils zu erblicken haben, in tiefes Staunen erregender Weise vor Augen gestellt worden.

Im Herbst des Jahres 1880 wurde unser Schloßteich in Cöthen, der das frühere Herzogliche Schloß umgibt, wegen eines Brückenbaues auf der Ost- und der Südseite trocken gelegt, auf der West- und der Nordseite blieb das Wasser in einer Gesamtlänge von ca. 180 und einer Breite von ca. 20 Schritt stehen. Da dasselbe gegen den Zufluß frischen Wassers abgeschlossen war, so wurde es bald faulig und stinkend. Der Geruch rührte vorzugsweise von Schwefelwasserstoff, einem aus Schwefel und Wasserstoff bestehenden giftigen, im Wasser löslichen Gase her, das sich z. B. auch in faulenden Eiern entwickelt. Die Entstehung desselben in dem Teichwasser beruht auf einer Zersetzung schwefelsaurer Salze, die jedenfalls, wie oben auseinandergesetzt, durch organische Körper eingeleitet worden ist. Infolge der giftigen Wirkungen des Schwefelwasserstoffs starben die Fische in dem Teiche in großer Menge.

Ende September war das Wasser wie in Blut verwandelt; die rote Farbe, welche es angenommen, hatte einen Stich in das Purpurrote. Die Färbung er-

streckte sich über die ganze Wassermasse, war aber auf der Westseite gleichmäßiger und stärker als auf der Nordseite, wo sie sich an manchen Tagen nur vormittags auf einige Stunden zeigte, um alsdann für die übrige Zeit des Tages zu verschwinden, ausgenommen an den Rändern, die stets gefärbt blieben. Als trübe Tage eintraten, verschwand die Färbung auch auf der Westseite fast ganz, an einem darauf folgenden heiteren Tage aber war sie — wie hingezaubert — wieder in ihrer vollen Stärke da. An flachen Stellen, wie an den Rändern, konnte man jederzeit einen roten Niedersatz wahrnehmen. Über zwei Monate lang, bis in den Dezember hinein, hatten wir täglich Gelegenheit, sie zu beobachten.

Nicht minder interessant als in der äußeren Erscheinung seiner Gesamtmasse zeigte sich das Wasser in Form eines Tröpfchens unter dem Mikroskope. Wie wimmelte es da „ohne Zahl" von kleineren und größeren roten Lebewesen! Die kleineren waren kurz, walzenförmig, in der Regel zwei- bis dreimal so lang als breit, meist schwach gebogen und an den Ecken abgerundet. Ihr Inneres war mit einer gleichmäßig roten Substanz angefüllt, in der sich dunkle Körnchen befinden. Ihre Fortpflanzung, die man in allen Stadien und an zahlreichen Exemplaren zu gleicher Zeit beobachten konnte, erfolgte durch Querteilung. Die größeren roten Wesen waren ebenfalls walzenförmig und an den Enden abgerundet, aber verhältnismäßig lang wie eine Schlange und spiralförmig gewunden wie ein Pfropfenzieher. Ihr Inneres war scheinbar farblos, aber mit roten Körnchen angefüllt.

Im Glase aufbewahrt, setzten sich beide Arten bald zu Boden, sodaß das Wasser über dem Bodensatze klar wurde; schüttelte man das Glas, so war die Färbung wieder da. Anfangs gelang es mir nicht, die Wesen im Glase zu erhalten, sie starben meist schon nach einigen Tagen; nachdem ich aber ein Blatt in das Wasser gelegt hatte, blieben sie leben.

Natürlich interessierte es uns, die Namen der Wesen zu erfahren. Ein hiesiger Apotheker sandte eine Probe des Wassers an Professor Haeckel in Jena, und erhielt von demselben laut Cöthener Zeitung folgende Antwort: „Die roten Organismen, welche das übersendete Wasser färben, sind einzellige Protisten aus der Klasse der Flagellateren, wahrscheinlich eine neue Art; sollten Sie noch mehr davon senden können, würde ich Ihnen sehr dankbar sein." Von dieser Antwort unbefriedigt erlaubte ich mir, dem damaligen Oberlehrer Dr. O. Wünsche in Zwickau etwas von dem Wasser zu übersenden. Dieser teilte mir alsbald mit, daß die kleinere Art Monas Okeni, die größere Ophidomonas sanguinea (oder jenensis) heiße.

Beide Arten wurden zuerst von Ehrenberg in der Nähe von Jena entdeckt; später wurden sie auch bei Berlin und Petersburg aufgefunden. Die Monas-Art benannte Ehrenberg dem Naturforscher Oken zu Ehren, die Ophidomonas-Art nach dem Fundorte jenensis.

Diese merkwürdige Erscheinung dürfte zur Genüge zeigen, wie wir die Verwandlung des Wassers in Blut zu erklären, bezw. was wir als die natürliche Grundlage jenes Wunders anzusehen haben.[1])

---

1) Ich möchte hier noch einmal hervorheben, was ja auch des Herrn Verfassers

Auch ist hierbei offenbar geworden, auf welche einfache Weise jene Zauberer, ohne erst nach Wasser in der Erde zu graben und ohne außerordentliche Hilfe von Dämonen erfahren zu müssen (vergl. Dächsels Anmerkung zu 2. Mose 7, 22), die Blutfärbung bewirkt haben können. Die das Wasser färbenden Wesen setzen sich, wie gesagt, unter Umständen schnell zu Boden, wodurch natürlich das Wasser über dem schlammähnlichen Niedersatz entfärbt wird; rührt man den letzteren mit einem Stocke auf, so ist die Färbung wieder da. W. Gast.



Die göttliche Sendung des Muhammed.

Mein Aufsatz in dem Augustheft 1905 von „Glauben und Wissen" mit obiger Überschrift ist von zwei Seiten bestritten worden. In einer Note unter meinem Aufsatz sagt D. H., daß „die Ansicht, daß sie (gemeint sind die Halluzinationen) auf Wirklichkeit beruhen, nach den wissenschaftlichen Ergebnissen kaum festzuhalten ist." Diese Worte haben den Zweck, meine Ansicht zu bestreiten, „daß der Inhalt der Halluzinationen dem Propheten als wirklich erschien", aber ich habe damit durchaus nicht gesagt, daß sie (objektiv) auf Wirklichkeit beruhen.

Aber der Kern der Sache ist, daß ich, nach des Herausgebers Ansicht, zuviel auf Rechnung von Muhammeds Geisteskrankheit schreibe, und nun schreibt Abr. Amirchanjanz in dem Oktoberheft, daß ich Muhammeds eigentümlicher Krankheit nicht genug Rechnung trage! Ja, sogar glaubt er, daß ich M. für einen echten Propheten halte, wiewohl ich ihn doch deutlich genug einen Pseudo-Propheten nannte.

Vielleicht war meine Auseinandersetzung nicht deutlich genug, und jedenfalls darf ich auf seine kategorische Frage: Was versteht denn Obbink mit dem Worte „göttliche Sendung"? die Antwort nicht schuldig bleiben. Aber zuvor möchte ich sagen, daß wir Christen uns vor der Meinung hüten sollten, als leisteten wir dem Christentum einen guten Dienst, indem wir Muhammeds Bild möglichst häßlich ausprägen. Die Hoheit des Christentums soll doch von anders her einleuchten, als aus der Niederträchtigkeit des Muhammed und anderer Widersacher.

Was ist denn ein Prophet? 2. Petr. 1, 21 lesen wir: „Denn es ist noch nie eine Weissagung aus menschlichem Willen hervorgebracht, sondern die heiligen

---

Meinung ist nach seiner Bemerkung am Eingang dieses Artikels, daß hiermit durchaus nicht etwa einer rationalistischen Erklärung des Wunders das Wort geredet werden soll. Ich stimme dem Verfasser durchaus zu, und dieser Artikel steht auf dem Grunde dessen, was ich oft schon über das Wunder sagte: Es braucht gar nicht mit einer Durchbrechung von Naturgesetzen verbunden gewesen zu sein. Gott benutzt vielmehr im Wunder die vorhandenen Kräfte und Gesetze und leitet sie nur. Wie beim Wunder am bitteren Wasser zu Mara kann auch hier die Grundlage des Ereignisses ein ganz natürlicher Vorgang sein, das Wunderbare an ihm bleibt dann, daß dies Ereignis auf Moses Befehl eintrat. Dt.

Menschen Gottes haben geredet, getrieben von dem heiligen Geist." O. Pautz (Muhammeds Lehre von der Offenbarung S. 4) sagt: „Ein Prophet in Israel ist ein Mann, der als unmittelbares Organ Gottes sich im Denken, Reden und Handeln mit Gott vollkommen eins weiß, und, von diesem Bewußtsein getrieben, für die Gegenwart die Verkündigung des göttlichen Willens, für die Zukunft die Enthüllung der göttlichen Gerichtsratschlüsse zur Warnung und zum Trost als seine einzige Lebensaufgabe ansieht."

Wir stellen diese beiden Aussagen absichtlich nebeneinander, weil sie die beiden Seiten der wirklichen Prophetenwürde zeigen. Die erste Aussage erfaßt sie ausschließlich von der objektiven, die letztere vorzüglich von der subjektiven Seite. Die Prophetenwürde des Muhammed gehörte nicht der ersteren (biblischen) Kategorie an. Wohl aber der zweiten. Er war nicht Organ Gottes, meinte aber wohl es zu sein. Weshalb wir glauben, daß er nicht Organ Gottes war? Nicht deshalb, weil er etwa fehlerhafte Weissagungen hervorbrachte und weil nicht alle seine Prophezeiungen durch die Zukunft gerechtfertigt worden sind; auch nicht deshalb, weil er Charakterfehler zeigte, zum Teil von sehr schlimmer Art; sondern deshalb, weil er niederträchtige Gedanken und rein menschliche, sogar sündhafte Empfindungen ohne weiteres als Offenbarung Gottes vortrug. Die Prophetenwürde, von welcher Petrus redet: „heilige Menschen Gottes, von dem heiligen Geist getrieben" fordert nicht nur reine Absichten bei dem übermittelnden Medium, sondern auch — kraft des göttlichen Ursprungs — heilige Erhabenheit des Geoffenbarten. Nicht so, als wären solche Offenbarungen, ohne etwas Menschliches an sich zu haben, urplötzlich vom Himmel gefallen — man denke nur an die verschiedenen Formen der messianischen Weissagungen, je nachdem die Umstände sich änderten — sondern so, daß sie nicht durch sündhafte, selbstsüchtige Absichten entweiht, geschweige denn beherrscht sind. Rohe, uralte Zeiten können so wenig dem göttlichen Charakter der alttestamentlichen Offenbarungen Eintrag tun, daß sie noch heute in der christlichen Gemeinde, zu der „Gott hat geredet durch den Sohn" (Hebr. 1, 1), als Ausdruck der göttlichen Heilsgedanken gelten und keiner Ausbesserung bedürftig sind. Ja gewiß, auch diese Worte sind durch das Prisma der menschlichen prophetischen Seele hindurchgegangen, aber trotzdem im Ursprung (objektiv betrachtet) Worte Gottes. Und der durch Gottes Geist angegriffene Prophet wird buchstäblich „Enthusiast."

Das würde von Muhammeds Prophetenwürde zuviel gesagt sein. Im alttestamentlichen Sinne war er kein Prophet.

Und das wird er auch nicht, wenn er auch etwa dann und wann tief-religiöse und göttlich-hohe Gedanken hervorbrachte. Selbst von einem Kajaphas werden uns „prophetische" Worte mitgeteilt (Ev. Joh. 11, 49). Um gerecht zu urteilen, müssen wir die sämtlichen Äußerungen als Ganzes nehmen, und dann ist der Gehalt nicht so, daß es Frucht der göttlichen Offenbarung genannt werden dürfte.

Aber dennoch hat er mit den biblischen Propheten etwas gemein: die subjektive Begeisterung. Man muß doch wohl sehr wenig in Geist und Ton der ältesten Suren eingedrungen sein, um dies zu leugnen, wo sein Geist sprudelnd wie

siedendes Wasser hervorbricht. Und hier, wo es sich um ein Werturteil seines subjektiven Bewußtseins handelt, darf man nicht seinen unerschütterlichen Enthusiasmus durch verkehrte Apologetik des Christentums zu beeinträchtigen suchen. Als redlicher Fanatiker hat er sich wirklich für ein Werkzeug Gottes gehalten. Man kann dies Bigotterie nennen, oder einen hohen Grad von Selbstbetrug, allein man schelte ihn nicht Betrüger, denn das war er nicht. Es nötigt uns nichts, anzunehmen, daß er unter dem Deckmantel des Frömmelns Ehre und Vorteil für sich suchte. Arm ist er gestorben, er, der reich hätte sein können. Die Bekehrung des Abu Behr des Gerechten (Assiddik) sagt viel. Auch daß er gerade in seiner nächsten Umgebung, wo man seine Absichten am besten durchschauen konnte, seine ersten Anhänger fand, spricht für ihn. Daß er nach drei Jahren des Schweigens, aus Furcht, verspottet zu werden, dennoch mit seinen „Offenbarungen" an den Tag trat, weist darauf hin, daß die von ihm erkannte Wahrheit ihn überwältigte, und der Drang seines Herzens ihm zu mächtig ward. Und mit großer Geduld ertrug er die schmählichsten Behandlungen, Jahre hindurch, drohende Gefahr, argen Mangel, beißenden Spott, ohne Aussicht, daß es je sich ändern würde. Ist das wenig?

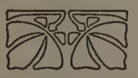
Daß er große, sehr große Fehler hatte, wer würde es leugnen? Daß er nach unseren Begriffen kein sittlich reiner Mensch war, es sei zugestanden. Er war in Allem ein Kind seiner Zeit, dabei nicht geheiligt durch den heiligen Geist, er tat im Namen Gottes vieles, was wir Schandtaten nennen, und mit Recht. Er stand in allen diesen Sachen auf etwa gleicher Linie mit jenen, die auch später in Gottes Namen allerhand Laster und Unfug betrieben (Inquisition, Hexenprozesse), in der Meinung, damit Gott einen Dienst zu tun (Ev. Joh. 16, 2; Apostelgesch. 26, 9). Der Apostel Paulus urteilt sehr hart über sein früheres Verfahren, er findet keine Worte um seiner Abscheu Ausdruck zu geben, über das was er früher war und tat, aber das Merkzeichen der Betrügerei hat er niemals auf seine ehemaligen Absichten aufgedrückt. Es war auch nicht so. Ich weise die Benennung „Betrug" für Muhammed nicht ab, weil sie zu hart ist (es möchte ein noch härteres Wort geben, womit er genannt werden konnte), aber es ist unwahr. Und das sage ich nicht auf Grund von späterhin erfundenen Traditionen, welchen ich sehr wenig traue, nach Meinung etlicher Orientalisten viel zu wenig, sondern auf Grund des Korans selbst und auf weitere untrügliche Ergebnisse hin.

Er war ein Geisteskranker, und ob das im halluzinatorischen Zustande Empfundene sich dem Patienten als wirklich empfunden aufdrängt, vermag weder Amirchanjanz noch ich zu entscheiden. Aber wenn dies so ist — und das war meine Annahme, zu der ich auf Grund medischer Zeugnisse das Recht zu haben glaube, — dann spricht man doch nicht mehr von Betrug. Denn Betrug ist etwas Absichtliches. Dr. J. W. Wysmann (Diagnostik der Zielsziekten, Bl. 14) sagt: „Durch Störungen in der Ernährung des Gehirns kann es vorkommen, daß ein oder mehrere Vorstellungen, welche sich spontan dem Bewußtsein aufdrängen, solch einen Grad von Deutlichkeit und Klarheit erlangen, daß sie von wirklichen physischen Wahrnehmungen nicht zu unterscheiden sind." Solche Vorstellungen nennt man Halluzinationen: „l'hallucination est une perception sans objets" (Ball).

Fragt man, weshalb ich dieser Annahme speziell bei Muhammed den Vorzug gebe, so sage ich: weil bei der Meinung, daß Muhammed ein Betrüger war, seine ganze Persönlichkeit und der Kreis seines Wirkens rätselhaft und unerklärbar bleibt. Bald hart, bald weich, bald stolz und hoch, bald mit großer Naivität, stürmisch hier, unschlüssig da, eine sonderbare Mischung aller menschlichen Eigenschaften und Leidenschaften, sympatisch bisweilen, widerwärtig öfters, aber mit Kraft, mit wunderbarer Kraft, einer Kraft, größer, als daß sie aus seinem eigenen Ratschlusse geboren sein kann. Man sage meinetwegen: er stand unter dämonischem Einfluß, ich werde keinen Einwand erheben, aber man helfe sich nicht mit der flachen Meinung: ein Betrüger. Das erklärt nichts und ist aus psychologischen Gründen unzuläßig.

Um seine Motive kennen zu lernen, wird doch wohl die erste Zeit seines Auftretens maßgebend sein, als wenig Ehre und viel Mühe sein Lohn war, und welcher Betrüger würde getan und gelitten haben, was er damals tat und litt? Daß später, in der medinensischen Periode, sein subjektiver Enthusiasmus nicht wenig getrübt und er selbst geblendet wurde durch viel und große Vorteile in der Mitte der Ansaren, ist nicht zu leugnen. Seine schwache Natur konnte den Luxus des Herrschers nicht immer tragen, und dann und wann bietet er einen recht traurigen Anblick, und der „Prophet" ist zum Politiker geworden, als eine unheilige Ehrsucht sein Herz ergriff und ihn zu unehrlichen Taten trieb. Aber dennoch von Hause aus ein Betrüger? Ich möchte sehen, wer auf diesem Grunde das Gebäude der Urgeschichte des Islam errichten wollte!

H. Th. Obbink.



Ibsens Weltanschauung.

Der Tod des berühmten norwegischen Dichters Ibsen hat die Aufmerksamkeit der ganzen Welt von neuem auf ihn gelenkt. Zweifellos ist er von großer Bedeutung für die Entwickelung der Kulturmenschheit im 19. Jahrhundert gewesen. Sein Einfluß reicht weit über sein Vaterland hinaus. War er segensreich oder verderblich? Eine Antwort auf diese Frage werden wir nur dann finden, wenn wir die Weltanschauung kennen, deren Herold er durch seine Werke gewesen ist.

Diese Weltanschauung darzustellen, ist nun der Zweck eines Büchleins, das soeben im Verlag von Oskar Beck in München erschienen ist: Dr. Wilhelm Haas, „Schicksal und Wille. Ein Versuch über Henrik Ibsens Weltanschauung." Es ist das erste Bändchen einer Sammlung, die noch weiter fortgesetzt werden soll: „Kleine Bücher über Fragen des Lebens." Die Tendenz dieser Sammlung kommt wohl am deutlichsten zum Ausdruck in dem Vorwort zum zweiten Bändchen von Johanna Pirscher, Wachstum. Dort heißt es: „Dieses Schriftchen ist aus dem Wunsche heraus entstanden, den in Deutschland leider immer noch feindlichen Lagern der christlichen und der modern-wissenschaftlichen Weltanschauung zu zeigen,

daß sie durchaus nicht unversöhnlich sind, sondern im Gegenteil unendlich befruchtend aufeinander wirken können."

Diese Tendenz des Unternehmens ist den Lesern von „Glauben und Wissen" gewiß nicht unsympathisch. Leider aber scheint es, als sollte das Christentum allein die Zeche bezahlen. Das zeigt sich schon, wenn Dr. Wilhelm Haas uns Ibsen als Erzieher empfiehlt. Er schreibt: „Sein Ringen, sein Kämpfen, sein Leiden und Suchen kann uns Geringeren ein vorbildliches, er kann uns ‚Erzieher' sein. Vieles, was auch wir unbewußt empfanden, was auf dem dunklen Grunde unserer Seele schlummerte, das hat er als erster zu vollem, bewußtem Leben erweckt, indem er es selbst stärker erlebt, tiefer empfunden, klarer geschaut und vor allem groß dargestellt hat. Darum muß, glaube ich, jeder, der sich heute eine Weltanschauung aus eigenem aufbauen will, sich in Ibsens Gedankenwelt vertiefen."

Das sind viel verheißende Worte. Versuchen wir es einmal an der Hand dieses Führers! Im Mittelpunkt seines Denkens, sagt uns Haas S. 15, steht „die Stellung des Menschen zur Um- und Mitwelt." Was über diese Welt hinausragt, ist ihm ein dunkles Rätsel, dessen Lösung dem Menschen versagt ist. Wie traurig klingt Ibsens Geständnis in seinem Gedicht „Der Bergmann":

Damals als ich niederstieg,
Glaubt' ich noch, ein Kind, an Sieg,
Glaubte, daß der Rätsel Fülle
Abgrundgeisterwort enthülle. —

Noch hat keiner mich belehrt
Über das, was mich verzehrt,
Noch kein Blitz die Nacht durchschossen,
Der die Tiefen hätt' erschlossen.

Zwar glaubt Ibsen „an ein geheimnisvolles Reich der Dinge an sich, das der Welt der Erscheinungen zugrunde liegt, aber nicht klares Wissen, nur dunkles, traumhaftiges Ahnen führt in dieses Reich hinein." So ist denn der Zweifel „die Tragik in Ibsens Leben." In einer Rede vom 13. April 1898 sprach er das erschütternde Wort: „Mein Leben ist gewesen wie eine lange, lange Passionswoche."

Armer, armer Mann! Wie willst du uns ein Führer sein, wenn du selber von Zweifeln zerrissen bist? Ein besserer Führer, als du, hat einst gesagt: „Wir reden, was wir wissen, und zeugen, das wir gesehen haben, und ihr nehmet unser Zeugnis nicht an! (Joh. 3, 11)."

Und doch! auch der Skeptiker Ibsen ist nicht ganz ohne Glauben gewesen — ein Beweis, daß ein Menschenherz ohne Glauben überhaupt nicht leben kann; der Glaube, an den der Zweifel „nie oder höchstens nur für Augenblicke in den dunkelsten, trübsten Stunden seines Lebens" sich herangewagt hat, ist „der Glaube an die fortschreitende Entwickelung des Menschengeschlechts." Am 24. September 1887 sagte er: „Ich glaube, daß die naturwissenschaftliche Lehre von der Evolution auch für die geistigen Lebensfaktoren gilt." Für ihn ist alles im Fluß, wie die ganze Menschheit, so jeder einzelne. Nur das Tempo der Entwickelnng ist bei den ein

zelnen verschieden. Am schnellsten ist es beim Genie; darum eilt es seiner Zeit voran, in hehrer, stolzer Einsamkeit. Aber selbst das Genie schafft doch nur vergängliche Werte; denn es gibt keine ewigen Ideale. „Ich bin insofern Pessimist,“ hat er 1887 gesagt, „als ich nicht an die Ewigkeit der menschlichen Ideale glaube.“ Absolute Wahrheit findet auch nicht einmal der genialste Kopf; es kann heute etwas Wahrheit sein, was es nach 20 Jahren bereits nicht mehr ist. „Die Wahrheiten sind durchaus nicht so zählebige Methusalems, wie die Leute sich einreden. Eine normal gebaute Wahrheit lebt — sagen wir — in der Regel 17 bis 18 Jahre, höchstens 20 Jahre, selten länger. Aber solche bejahrten Wahrheiten sind immer schauerlich spindeldürr“ (Volksfeind IV).

Dagegen glaubt Ibsen an „die Fortpflanzungskraft der Ideale und ihre Entwickelungsfähigkeit.“ Ja, er hat sogar ein Ziel dieser Entwickelung gezeichnet. „Ich glaube,“ sagte er in Stockholm, „daß die Ideale unserer Zeit, indem sie zu grunde gehen, auf das zusteuern, was ich in meinem Drama ‚Kaiser und Galiläer‘ andeutungsweise als das ‚dritte Reich‘ bezeichnet habe.“ Dieses Reich wird das ältere Reich des Fleisches, das weltfrohe antike Heidentum, und das jüngere Reich des Geistes, das weltentsagende, nur in Gott lebende Christentum aufsaugen, wie der Mann das Kind und den Jüngling aufsaugt. Sinnlichkeit und Sittlichkeit werden dann zu einer höheren Einheit verbunden sein, ein neues Geschlecht wird in Schönheit und Harmonie über die Erde hinziehen.“

So leugnet Ibsen die Ewigkeit der Ideale, um in demselben Atemzuge ein Ideal aufzustellen; er verwirft die christlichen Zukunftshoffnungen als Utopien, um eine andere viel phantastischere und unklarere Zukunftshoffnung aufzurichten, die doch mit Wissenschaft nichts zu tun hat. Man sieht: wo die Erfahrung des lebendigen Gottes in Christo Jesu fehlt, da gerät alles ins Schwanken, und das arme nach Gewißheit dürstende Herz verwickelt sich in die schlimmsten Widersprüche.

An der Verwirklichung dieses erträumten Reiches der Zukunft mitzuarbeiten, das ist nun die Aufgabe aller derer, welche über die große Masse hinausragen. Darum ist die Idee des Berufs einer der Grundpfeiler in Ibsens Gedankengebäude. Die Entwickelung ist nicht das Werk vieler, sondern einzelner genialer Persönlichkeiten. „Die Weltseele,“ heißt es in „Kaiser und Galiläer“, „ist wie ein reicher Mann, der unzählige Söhne hat. Verteilt er seinen Reichtum gleichmäßig unter alle Söhne, so werden sie alle wohlhabend, aber keiner von ihnen reich. Macht er dagegen alle erblos bis auf Einen und schenkt er diesem Einen alles, so steht der Eine als ein reicher Mann da in einem Kreise Armer.“

Dieser Reiche ist aber nicht um seiner selbst willen da; das Genie ist nicht Zweck, sondern Mittel der Entwickelung. Die Gnade der Berufung fordert von dem, der sie empfangen hat, die strengste Pflichterfüllung.

Ob aber jemand zu diesen Auserwählten gehört, das sagt uns die innere Stimme. In „Peer Gynt“ fragt der Titelheld: „Doch wenn man nun niemals erfährt, was der Meister mit einem gewollt hat?“ Der Knopfgießer antwortet: „Das soll man ahnen.“ Ein innerer Zwang treibt den Auserwählten zur Erfüllung seines Berufs. Am 20. Dezember 1870 schreibt Ibsen an G. Brandes:

„Ja, dann sollen Sie tun, was Sie tun müssen. Eine Natur wie die Ihre wählt nicht." Und das gilt im letzten Grunde nicht nur von den Auserwählten, es gilt von jedem Menschen, auch vom Verbrecher. Der Mensch wählt sich nicht seinen Beruf, er wird ihm gegeben. Er muß an der Entwickelung fortarbeiten, ob bewußt oder unbewußt, ob durch gute oder durch böse Taten. Es gibt eben Gefühle des Zorns und Gefühle der Gnade. In „Kaiser und Galiläer" befragt Julian den Geist des Judas Ischariot: „Was wolltest du?" — „Was ich wollen mußte." — Julian: „Und warum mußtest du?" — Die Stimme: „Ich war ich." — Julian: „Wer erkor dich?" — Die Stimme: „Der Meister." Diese Naturnotwendigkeit der bösen Tat tritt am deutlichsten in die Erscheinung bei denen, welche unter dem Fluch der Vererbung stehen. Darum kann ihnen die Sünde auch nicht als Schuld angerechnet werden. Dieser Gedanke, konsequent durchgeführt, würde überhaupt jede Sünde und Schuld zur Unmöglichkeit machen. Aber auch hier wieder klafft ein tiefer Widerspruch in der Gedankenwelt des Dichters, auch hier wieder zeigt es sich, wie wenig seine ganze Denkungsart geeignet ist, die großen Probleme des Daseins zu lösen. Trotz seines Fatalismus kann Ibsen nicht leugnen, daß wir für unsere Handlungen verantwortlich sind. Er fordert die Erfüllung von Pflichten, selbst wenn sie die größten Opfer von uns fordern. Aber er kennt den obigen Ausführungen entsprechend nur e i n e Pflicht, die Pflicht seinem innersten Wesen treu zu bleiben. „Die Hauptsache ist, daß man wahr und treu bleibt in dem Verhältnis zu sich selbst. Es kommt nicht darauf an, dies oder jenes zu wollen, sondern das zu wollen, was man absolut muß, weil eben man selbst ist und nicht anders kann. Alles übrige führt uns in die Lüge hinein." (Brief vom 11. Juni 1870.) Darum gibt es keine allgemeinen Sittengesetze. Jeder muß sich seine eigene Ethik schaffen nach dem, was die untrügliche Stimme in seinem Innern ihm verkündet. Darum kämpft Ibsen gegen alle bestehenden Ordnungen in Kirche, Staat und Gesellschaft. Am schärfsten kommt diese Stimmung zum Ausdruck in dem Gedicht: „An meinen Freund, den revolutionären Redner":

Sie sprechen als „konservativ" mich an?
Ich bin, was ich war, seit ich denken kann.
Beim Brettspiel weiß ich nicht mitzukrakehlen.
Macht tabula rasa! da werd' ich nicht fehlen.
Ich nehme nur e i n e Revolution wahr,
Die keines Pfuschers Exekution war.
Die nahm vorweg allen spätern die Glorie.
Ich meine natürlich die Sündfluthistorie.
Doch damals sogar ward der Teufel betrogen;
Denn Noah, Sie wissen, blieb Herr der Wogen.
Wir wollen die Rechnung noch einmal bereinigen,
Doch da müssen Männer und Redner sich einigen.
Ihr sorgt für der Wasserflut Nimmerversiegen.
Ich lasse mit Wollust die Arche auffliegen.

Über den Zwang der sogenannten Gesellschaft hat Ibsen manch gutes Wort gesprochen. Es läßt sich überhaupt nicht leugnen, daß in seiner Forderung einer individuellen Ethik einige Wahrheitsmomente liegen. Aber wie unsäglich schwach

ist die Lösung, die Ibsen gibt! Wir sollen unsere ganze Ethik auf die Ahnungen unseres inneren Menschen gründen! Wie furchtbar gefährlich! Und wo bleibt unsere Ethik, wenn diese Ahnungen versagen? Ibsen selbst hat nie der quälende Zweifel losgelassen, ob er wirklich auserwählt sei zum Führer der Entwickelung. Und auf solch ein schwankendes Fundament sollten wir unsere Ethik, unser gesamtes Leben und Handeln errichten?

Individuelle Ethik fordern auch wir Christen. Auch wir wollen Befreiung von geisttötender Schablone, auch wir erkennen an, daß jeder die großen Fragen des Lebens für sich allein lösen muß, daß kein Sittenkodex der Arbeit ihn überheben kann. Aber wir halten es für unmöglich, daß ein Mensch diese Fragen lösen kann, dessen Ich der schrankenlosen Willkür dunkler Ahnungen überlassen bleibt. Wir wissen: es gibt nur einen Weg zur wahren Freiheit: das Ich muß gebunden werden, nicht an geschriebene Gesetze, sondern an die ewig lebendige Person Jesu Christi. In der Lebensgemeinschaft mit ihm stehen wir hoch über allem, was unseren inneren Menschen zu knechten droht, nicht nur über den äußeren Ordnungen und Gesetzen, sondern auch über den unreinen Unterströmungen des eigenen Wesens, die jede andere individuelle Ethik immer überfluten werden. Nur von diesem Standpunkt aus, werden alle Fragen des Lebens sich lösen. Wer ihn aber verschmäht, der wird nie zum inneren Frieden und zur Gewißheit gelangen; das ist die erschütternde Lehre, die wir aus Ibsens Weltanschauung gewinnen können.

J. Kulp.



Zeugen Gottes aus Wissenschaft und Kunst.

François Coppee, bed. lebender französischer Dichter, geb. 1834.

Eines Tages habe ich den Hauch des Todes auf meiner Stirne verspürt, und die Schrecken des Gerichts und das Bedürfnis eines ewigen Lebens sind in meiner Seele wach geworden. Da habe ich die Bibel wieder gelesen. Ich habe sie so gelesen, wie man sie lesen muß, mit einem einfältigen, vertrauenden Herzen. Und da habe ich auf jeder Seite, ja in jedem Worte des erhabenen Buches die ewige Wahrheit leuchten sehen. Heute glaube ich fest an alle darin berichteten Wunder, die ja übrigens durch die Evangelisten mit einer Sicherheit und Genauigkeit bis in die kleinste Einzelheit erzählt, beschrieben und bestätigt werden, daß daraus schon die augenscheinlichste, vollständigste Aufrichtigkeit und Glaubwürdigkeit der Berichterstatter spricht. Ja wohl, Jesus hat den Tauben das Gehör, den Blinden das Gesicht, den Lahmen den Gebrauch ihrer Glieder, den Toten das Leben wiedergegeben. Er hat während seines kurzen Lebens auf dieser Erde diese wunderbaren Wohltaten in reicher Fülle um sich her bereitet, um zu beweisen, daß er der Sohn des lebendigen Gottes sei, und um die Wahrheit zu bringen, die seit 1900 Jahren

den Herzen der Menschen, die Gott nach seinem Erbarmen liebt, den Frieden gibt. Diesen Glauben an Jesum Christum habe ich wiedergefunden, und ich will ihn in meinem Innern bewahren. Armer Mensch, höre nicht auf diejenigen, welche dir einreden, der Glaube sei tot! Ich bin lange dir gleich gewesen, o du armes, in der Irre umhergetriebenes Herz. Wie du, o mein Freund, war ich überaus elend. Ich suchte unbewußt einen Vertrauten voll Gnade und Zärtlichkeit. Ich habe ihn gefunden. Mache es wie ich, öffne deine Bibel und komm zum Kreuze, zu Jesu; dann wirst du Ruhe finden für deine Seele.

John Stuart Mill, ber. engl. Philosoph, 1806—1873.

Christus bleibt uns eine einzig dastehende Gestalt, seinen Vorgängern so unähnlich wie allen seinen Nachfolgern.

Hans Delbrück, bed. lebender Geschichtsforscher, geb. 1848.

Wenn die Wissenschaft des 19. Jahrhunderts ein Ergebnis gehabt hat, das alle anderen an Bedeutung übertrifft, vor dessen Wucht alle Tatsachen der Naturforschung klein erscheinen, so ist es, daß das Christentum nicht eine, sondern die Religion, die absolute Religion ist. Preuß. Jahrb. 1900.



Ein englischer Schriftsteller hat 51 sozialdemokratische Mitglieder des englischen Unterhauses gefragt, welche Bücher für ihre politische Überzeugung und für ihren Beitritt zur sozialdemokratischen Partei maßgebend gewesen sind; 45 antworteten, und diese Antworten sind insofern für unsere Zwecke höchst bemerkenswert, als aus ihnen die Stellung der englischen Sozialdemokratie zur Bibel hervorgeht. Wie viele deutsche Sozialdemokraten würden wohl in solchem Fall die Bibel nennen? auch nicht einer; denn bei unseren Sozialdemokraten herrscht ja gegen sie geradezu ein tötlicher Haß.

Fast alle englischen Sozialdemokraten nennen als für ihre Entwicklung maßgebend religiöse Bücher, die meisten aber die Bibel, manche voller Begeisterung. Der Wesleyaner Henderson schreibt: „Meine Bibel ist mir stets ein gewaltiges Hilfsmittel gewesen, nicht nur wegen ihres großen moralischen Einflusses, sondern auch wegen ihres literarischen Wertes.“ Die meisten Antwortschreiber bekennen sich als Christen. Nächst der Bibel wird am meisten Bunyans „Pilgerreise“ genannt, jenes bekannte Erbauungsbuch, ein Sozialdemokrat nennt es „das Lieblingsbuch der englischen Arbeiterschaft“. Ein anderer nennt auch Drummonds „Naturgesetz in der Geisteswelt.“

Das „Reich“ schließt diese Mitteilungen mit Recht mit folgenden Worten: „Alles in allem: man sieht, daß die britische Sozialdemokratie ganz etwas anderes ist, als die deutsche; nur den Namen haben diese Parteien gemein. Die britischen Sozialdemokraten sind treue Christen und gute Patrioten, die praktische Politik im Interesse ihres Standes treiben. Die deutschen Sozialdemokraten sind Gesellen, die die Religion beschimpfen, ihr

Vaterland verachten und eine Politik treiben, die so töricht ist, daß sie diesen Namen überhaupt nicht verdient. Das kann aber auch gar nicht anders sein. Denn die Führung der ganzen deutschen Sozialdemokratie liegt in jüdischen Händen. Und solange sie in diesen Händen liegt, ist auch an eine Rückkehr zur Vernunft schlechterdings nicht zu denken."

* * *

Die Zahl 13! Nichts in der Welt ist so zähe, wie der Aberglaube! Ein bezeichnendes Beispiel dafür liefert die vor kurzem veröffentlichte Nummerbezeichnung für die verschiedenen Fahrstrecken der Straßenbahn in Hannover. In dieser Liste fehlt die Zahl 13! Im 20. Jahrhundeet, das sich seiner Aufklärung so gern rühmt, wagt es eine große Verkehrsanstalt nicht, die Zahl 13 an ihre Wagen anbringen zu lassen, weil diese Zahl seit Jahrhunderten als Unglückszahl gilt, und die Befürchtung besteht, daß das Publikum sich scheuen werde, einen Wagen mit der Zahl 13 zu benutzen. Bekannt ist es auch, daß selbst in hohen und angeblich gebildeten Kreisen keine Tischgesellschaft von 13 Personen geduldet wird, daß sehr viele Gasthäuser unter ihren Zimmernummern die 13 sorgfältig überschlagen, daß, wer es vermeiden kann, am 13. eines Monats keine Reise unternimmt und keine Festfeier veranstaltet oder mitmacht. Und wie oft sind diejenigen, welche sich vor der Zahl 13 fürchten, gerade die ärgsten Verhöhner des Christentums und überhaupt jedes religiösen Glaubens! Exempla docent!

* * *

Eine bemerkenswerte Darstellung der Entwicklung des Denkens gibt Guibert in Bull. d. l. Soc. d'Anthrop. de Paris (1904 V. p. 615). Er stellt fest, daß das Kind die Zellen, in denen das Denken vor sich geht, schon bei der Geburt hat, daß sie aber erst allmählich in ihre Funktion eintreten. Dann aber ist es doch sehr schwer verständlich, wie dies materialistisch gedeutet werden sollte. Die Zellen sind vorhanden, aber sie denken noch nicht. Wenn Guibert weiter sagt, daß dies erst unter dem Einfluß der Sinnenreize geschieht, so macht dies die Sache nach materialistisch-mechanistischer Anschauung nicht klarer. Es erscheint sehr wesentlich, daß das anatomische Verhalten der Gehirnzellen von der Geburt an bis zum denkfähigen Alter einmal ganz genau verfolgt wird; denn wenn es wirklich die Zellen sein sollten, die denken, so müßte man an ihnen denn doch wohl irgend eine Veränderung wahrnehmen können. Ist dies nicht möglich, so ist die allmähliche Entwicklung des Denkens beim Kinde für die mechanistische Anschauung mindestens von der gleichen Schwierigkeit wie für die Anschauung von der Selbständigkeit des Geistes.

* * *

Einen nachahmenswerten Beschluß hat die Kreissynode Brandenburg-Neustadt gefaßt: „Die apologetische Arbeit wird als ein notwendiger Zweig kirchlicher Tätigkeit proklamiert durch Bestellung eines Synodalvertreters für dieses Gebiet." — Es ist wünschenswert, daß das, was die Apologetische Auskunftsstelle in Godesberg ist, im kleineren Maßstabe — als Unterzentralen — in den einzelnen Provinzialstädten entsteht. Geplant werden vierteljährliche Konferenzen für apologetische Arbeit und monatliche Sprechstunden für religiöse Zweifler in Brandenburg.

* * *

Bekanntlich wird das Gesetz von der Erhaltung des Stoffes seit Lavoisier als ein unverrückbares Grundgesetz der Natur angesehen. Es sollte sich daraus ergeben, daß sich bei Vereinigungen chemischer Elemente und bei Zersetzungen chemischer Verbindungen die Gesamtsumme der Stoffe dem Gewicht nach gleichbleiben.

Untersuchungen, welche Landolt seit Jahren gemacht hat, sowie auch Heydweiller, haben nun zu einem Ergebnis geführt, welches vielleicht das berühmte Gesetz erschüttern könnten. Es zeigte sich nämlich bei 54 Versuchen 42mal eine Abnahme, 12mal eine Zunahme, also niemals ein Gleichbleiben des Gewichtes. Im ganzen wurden 75 Versuche gemacht, wobei 61, also 81 Prozent, eine Gewichtsabnahme ergaben. Unter diesen Umständen kann von Beobachtungsfehlern nicht mehr die Rede sein, und man muß sich mit der Tatsache abfinden.

Es ist nun selbstverständlich, daß man nicht sofort schließen wird, daß jenes Gesetz falsch ist, man wird vielmehr versuchen es zu halten und die Tatsache anderweitig zu erklären. Immerhin ist die genannte Beobachtung geeignet stutzig zu machen; denn nunmehr läßt sich das bisher hypothesenfreie Gesetz nur noch mit einer Hypothese halten. Wir geben darüber Landolt selbst das Wort. Er sagt (Sitzungsber. d. Berl. Akademie der Wissensch. 1906):

„Es fragt sich nun, wie die Gewichtsabnahmen sich erklären lassen. Man kann erstens den Verdacht aussprechen, daß immerhin noch eine äußere, bis jetzt nicht aufgefundene Ursache vorliegt, aber bei der Sorgfalt, mit welcher alle Möglichkeiten untersucht worden sind, dürfte diese Ansicht wenig Wahrscheinlichkeit haben. Dagegen deutet der Umstand, daß die Änderung nur bei gewissen Reaktionen, wie der Reduktion von Silber und Jod, in starkem Grade auftritt und bei anderen gering ist oder ganz ausbleibt, entschieden auf eine Beziehung zu dem chemischen Vorgang.

„Da die Erklärung derartig sein muß, daß sie nur Gewichtsabnahmen und normale Vermehrungen voraussetzen läßt, scheint keine andere Hypothese übrig zu bleiben als die, daß die Erscheinung auf dem Ablösen kleiner Massenteilchen aus den chemischen Atomen beruhen soll. Bei den radioaktiven Elementen nimmt man bekanntlich die von Rutherford und Soddy aufgestellte und wohlbegründete Hypothese an, daß die Ursache ihrer Umwandlungen in einem stufenweisen Zerfall der Atome beruhe, welcher sich aber nur auf einen geringen Bruchteil der Gesamtmasse erstreckt und freiwillig eintritt. Finden chemische Reaktionen zwischen zwei Substanzen statt, so dürfte die Vorstellung, daß infolge der starken Erschütterung, welche die Atome erleiden, auch hier ein kleiner Teil ihrer Masse absplittert, nicht als unmöglich erscheinen. Ob dabei ein weitgehender Zerfall weniger Atome stattfindet, wie bei den radioaktiven Substanzen, oder ob alle beteiligten Atome einen kleinen Verlust erleiden, bleibt unentschieden. Aber auch in dem letzteren Falle wäre es denkbar, daß die angegriffenen Atome, indem sie nur eine minimale Änderung ihrer Zusammensetzung erfahren, doch im wesentlichen ihre ursprünglichen Eigenschaften noch beibehalten haben. Welcher Art endlich die abgelösten Atombruchstücke sind, muß dahingestellt bleiben. Elektronen scheinen bei chemischen Umsetzungen nicht frei zu werden.“

E. Dennert.

Apologetische Rundschau

1. Zeitschriften.

Der alte Glaube. Nr. 36—38. G. Resch, „Die Einzigartigkeit des Christentums“. Das Neue, das durch die christliche Religion in die Welt kam, ist die Lehre von der Versöhnung der sündigen Welt mit Gott, und zwar durch den Tod Christi. Durch ihn und sein Auferstehen erwirbt der Christ Frieden mit Gott, der sich dann in der Freudigkeit der Lebensführung auswirkt. Nur die Gemeinschaft mit Gott und der dadurch gewirkte Friede können das innerste Leben des Menschen erneuern.

Die Reformation. In der Nr. 13 u. ff. setzt sich die Auseinandersetzung zwischen Sellin, Zilleſſen und Rottweiler über die „biblische Urgeschichte“ fort, die zum Teil mehr persönlich ist. — Eine ähnliche Auseinandersetzung, nämlich über „Entwickelung, Zielstrebigkeit, Schöpfung“ zwischen Dennert und Hoppe ent-

halten Nr. 17 ff. Sind solche Auseinandersetzungen auch bedauerlich, so tragen sie doch immerhin auch zur Klärung in diesen wichtigen Fragen mit bei. — Nr. 14. O. Procksch „Heilige Schrift und Gottes Wort". Gott redet in der Schrift mit uns, diese Inspiration kann sich entweder auf die geschriebene Materie oder auf die Person beziehen. Ersteres ist nicht haltbar; denn wir haben gar nicht die ursprünglichste Gestalt des Wortes Gottes, und was wir haben, zeigt Widersprüche; jenes aber ist erwiesen: denn die Gesamtsumme der Wirkungen, die aus den von Gottes Wort beherrschten Menschen des Alten und Neuen Testamentes entspringen, ergibt zusammen mit der allmächtigen schöpferischen Wirkung des Werkes Christi eine vollkommen objektive Totalität, einen überwältigenden Zusammenhang in der Geschichte, geschichtlich und übergeschichtlich zugleich, als eine göttliche Notwendigkeit. Das Verhältnis zwischen „Heiliger Schrift" und „Gottes Wort" ist das von Wirkung und Ursache, diese hat ihren Ursprung in der Ewigkeit, jene ist geschichtlich. Gottes Wort kann nur in menschlicher Gestalt erscheinen, als Vision und Audition (geschaute und gehörte Offenbarung). Diese Personen vermitteln die ewige Ursache mit der geschichtlichen Wirkung. — Nr. 19—20. R. Seeberg berichtet in „Eine neue Quelle zur Geschichte des Urchristentums?" über eine alte Übersetzung von Josephus „Der jüdische Krieg" in der gegenüber anderen Ausgaben merkwürdige Stücke über Johannes den Täufer und Jesus enthalten sind. Der deutsche Herausgeber A. Berendts hält Josephus selbst für den Verfasser dieser Stücke, Seeberg glaubt dies nicht, allein er hält auch nicht einen Christen für den Verfasser, sondern einen Juden. Dagegen sind vier Stellen wohl von einem christlichen Abschreiber. Jedenfalls ist die Sache wichtig, besonders das Gesamtbild, das der Jude von Christus zeichnet: sein imponierender Charakter, seine Person und Taten, die Freiheit von jeder politischen Tendenz, der gewaltige Eindruck, den er macht, und der Haß und Neid, den ihm die jüdische Obrigkeit entgegenbringt.

Die Umschau. Nr. 17. O. Lehmann berichtet von „Scheinbar lebenden fließenden Kristallen". Es handelt sich um sehr interessante Versuche mit Kristallen, die so weich sind wie zähe Flüssigkeiten. An diesen Gebilden glaubt nun L. allerhand Erscheinungen beobachtet zu haben, die sich sonst an Lebewesen finden: Kopulation (Verschmelzung), Intussuszeption (Wachsen durch Innenaufnahme von Stoff), Teilung und Bewegungen. Natürlich sind dies alles rein chemisch-physikalische Erscheinungen, aber sie sind, als den Lebenserscheinungen ähnlich, von Interesse. — Nr. 19. J. Loeb, „Über die Dynamik der Lebenserscheinungen", enthält die Einleitung eines größeren Werkes, auf das wir noch zurückkommen werden. — Nr. 23. A. Aggazzotti bringt in „Aus dem Leben eines Orang-Utans" wenig Bedeutsames, sein Endurteil, daß dieses Tier „ein gutes, liebes, intelligentes und sanftes Kind" war, ist bezeichnend genug. — Nr. 24. G. Buschan bringt interessante Vergleiche zwischen „Primitiven Zeichnungen von Kindern und Wilden", deren manche mitgeteilt werden, daß sie aber ein Beweis für Haeckels sogenanntes „biogenetisches Grundgesetz" sein sollten, möchte er kaum erwiesen haben. Rzehak, „Der Unterkiefer von Ochos": es ist dies ein menschlicher Unterkiefer, der 1905 bei Ochos in Mähren gefunden wurde. R. behauptet, daß durch ihn der Mensch des älteren Diluviums als eine ungleich tiefere Stufe erscheint als der heutige. Kiefer und Zähne sind sehr groß, woraus R. auf viel kräftigere Kauwerkzeuge jener Menschen schließt. Allein der Beweis, daß sie nicht auch entsprechend größer waren als wir, ist noch nicht gebracht, da andere Reste fehlen.

Naturwiss. Wochenschrift. Nr. 24. Killermann, „Können die Tiere, insbesondere die Vögel, zählen?" Der Verf. verneint diese Frage und schließt mit den Worten: „Ich denke also, daß es bei den Worten bleiben wird, die Platon auf eine Frage an Neokles richtete und die uns sein großer Gegner Aristoteles überliefert hat: daß nur der Mensch allein unter allen übrigen lebenden Wesen zählen kann. Ein Referat berichtet über B. Nèmec, „Studien über Regeneration", in welchen dieses wichtige Kapitel für Pflanzen erörtert wird. Es handelt sich dabei besonders um die

Wurzelspitze. Es sind dies Dinge, die natürlich für die Auffassung des Lebens sehr wichtig sind.

Archiv f. Rassen- und Gesellschafts-Biologie. 1. Heft. M. Alsberg, „Neuere Probleme der menschlichen Stammesentwickelung“. Der Verf. hält es für „über allen Zweifel erhoben“, daß der heutige Mensch von einer niedrigeren Entwickelungsstufe zu seiner heutigen Stufe fortgeschritten ist, der berühmte Pithecanthropus erectus ist für ihn ein Ahne des Menschen. Im übrigen wendet er sich aber gegen die Walkhoffschen Behauptungen, der aus fossilen Unterkiefern auf die Sprachlosigkeit des betr. Menschen schließen wollte (vergl. Gl. u. W. 1905).

Natur und Kultur. 18. Heft. W. Hinrichsen, „Die Frage des Urstoffes in der Chemie.“ Bekanntlich ist der Gedanke geäußert worden, daß die heutigen Elemente alle aus einem einzigen Urelement zusammengesetzt sind, Prout glaubte dasselbe im Wasserstoff zu finden, was sich aber als unmöglich erwies. Nunmehr ist der Gedanke aufgetaucht, daß die Elektronen, d. h. die elektrischen Atome, jenes Urelement darstellen. Man ist dazu gekommen durch die Ausstrahlung von Elektronen durch Radium und die Abspaltung von Helium aus Radium. Man glaubt, daß hierbei ein Zerfall der Atome in Elektronen stattfindet. E. Prestele, „Über die Äußerungen der tierischen Psyche“. Wir können beim Tier Trieb, Begierde, Leidenschaft feststellen, nicht aber das Wollen, das ein Streben auf Grund des Denkens ist, wo gefragt wird, inwieweit eine Handlung zweckmäßig ist. Das menschliche Selbstbewußtsein hat die Kraft, sich über die erfaßten Gegenstände zu erheben, das Tier dagegen nicht.

2. Bücher.

L. Ihmels, Prof. D., Wer war Jesus? Was wollte Jesus? 2. Aufl. Leipzig. Deichert. 1905. 65 S. 0,60 Mk. — Diese beiden Vorträge gehören entschieden zu den edelsten nnd gehaltvollsten Erzeugnissen der Jesusliteratur der Gegenwart. Sie sind getragen von dem lebhaften Empfinden für die Schwierigkeiten, die zumal für den gebildeten Laien in dem Ineinander des religiösen und historischen bei diesen Problemen liegen; aber sie sind wohl imstande, den Blick zu schärfen für die Wirklichkeit, die im Neuen Testament begrenzt ist, und zugleich hinzuweisen auf den Weg, auf dem es zu einer religiösen Gewißheit über diese geschichtliche Wirklichkeit kommt. Wir machen mit allem Nachdruck auf dieses ebenso klare, wie aus der Tiefe wirklichen Schriftverständnisses schöpfende Büchlein aufmerksam. Ma.

Julius Werner, Pfarrer an der Paulskirche zu Frankfurt a. M., Deutschtum und Christentum. Heidelberg. Winter. 1906. 83 S. Kart. 1,80 Mk. — Diese Gedenkreden, welche von dem bekannten Verfasser in der Paulskirche und an anderen denkwürdigen Stätten gehalten wurden, ausgezeichnet durch Gedankentiefe und edle Kraft der Sprache, verknüpfen das Religiöse mit dem Nationalen und erinnern in dieser Durchdringung an die starken Wurzeln unserer nationalen Volkskraft. Von den behandelten Themen seien hervorgehoben: Menschengröße im Licht des Evangeliums, Predigt zum 150. Geburtstage von Goethe und Religiöse Wahrheit, sittliche Freiheit, Predigt zum 100jährigen Todestage von Schiller. Ma.

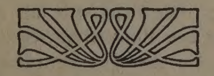
E. Platzhoff-Lejeune, cand. theol., Dr. phil., Privatdozent in Genf. Lebenskunst, erste Reihe, 12 Studien aus dem Vorhof der Philosophie für Gebildete. Stuttgart. Strecker und Schröder. 1905. 146 S. Geh. 1,80 Mk. — Religion gegen Theologie und Kirche. Notruf eines Weltkindes. Gießen. Töpelmann. 1905. 80 S. Geh. 1,40 Mk. — In der ersten Schrift bietet uns der Verf. eine Reihe größtenteils interessanter Beobachtungen und Gedanken über Merkmale und Erscheinungen des geschichtlichen und kulturellen Lebens. Am besten gefielen uns die Studien über das Neue und Alte, das Extreme, Sitte, geistige und materielle Kultur. Einseitigen Übertreibungen begegnet man in Aufsätzen wie Barbarenkultur und der deutsche Charakter. — In der zweiten Schrift macht der „Extheologe“ seiner geradezu krankhaften kritischen

Stimmung gegenüber allen geschichtlichen Prägungen christlichen und kirchlichen Lebens Luft. Wir haben aufrichtiges Bedauern für den Verf., dem sein Bruch mit dem Christentum offenbar keine Befriedigung verschafft hat. Ma.

J. Lanz-Liebenfels, Theozoologie oder die Kunde von den Sodoms-Äfflingen und dem Götter-Elektron. Wien, Leipzig, Budapest. Moderner Verlag. 2,50 Mk. — Ein scheußliches Buch! Trotz aller wissenschaftlichen Schminke nichts als das Erzeugnis einer perversen Phantasie. Ma.

L. Lemme, Geh. Kirchenrat, Prof. Dr., Wer war Jesus? Berlin. Fr. Zillessen. 30 S. 0,30 Mk. — Ein ganz vorzüglicher Vortrag des Heidelberger Theologen. Er zeigt, welche verworrene Ansicht man in der Gegenwart vom Wesen Christi hat und daß Jesus selbst sich als Sohn Gottes bezeichnete, was nicht in der messianischen Amtswürde aufgeht, ferner, daß Jesus von dem Bekenntnis zu sich Heil und Seligkeit abhängig machte. Darnach müssen wir ihn entweder mit den Pharisäern für einen armseligen Schwärmer oder Betrüger halten oder mit den Jüngern für das, wofür er sich selbst hielt, d. h. für überweltlichen Ursprungs. Wir wünschen der wertvollen Schrift weiteste Verbreitung, wozu sie auch ihr sehr billiger Preis geeignet macht. Dt.

Fr. Lukas, Prof. Dr., Psychologie der niederen Tiere. Wien. W. Braumüller. 1905. 276 S. Br. 5 Mk. — Der Verf. will die Anfänge des Seelenlebens bei den Tieren erforschen und untersucht dazu Urtiere, Darmlose (z. B. Quallen) Stachelhäuter (z. B. Seesterne) und Würmer. L. führt alle Lebenserscheinungen auf drei Grundformen zurück, auf Energie-, Stoff- und Formwechsel, und erklärt die Reizbarkeit der lebenden Substanz als Grundbedingungen derselben. Die erste Spur des psychischen Lebens und Bewußtseins glaubt L. bei Polypen zu finden, es ist mit dem ersten Auftreten des Nervensystems verbunden, als ein Bewegung auslösendes Begehren, um körperlichen Bedürfnissen abzuhelfen. Bei den Seesternen findet er schon allereinfachstes Gedächtnis, sowie Empfindung und Gefühl. Bei den Würmern hebt sich das Seelenleben noch höher, nämlich zu Akten der Wahrnehmung und des Wiedererkennens. Man wird im einzelnen viele Fragezeichen machen müssen, muß aber anerkennen, daß der Verf. sein Thema fleißig und objektiv zu behandeln sich bestrebt hat. Dt.



Angebot von apologetischen Vorträgen für den Winter 1906/07.

Die fünfte Arbeitskommission der Freien Kirchlich-sozialen Konferenz will in diesem Winter zum ersten Male den Versuch machen und apologetische Reden anbieten.

Die in Aussicht genommenen Themata sind:

1. Haeckels Weltanschauung kritisch beleuchtet.
2. Entwicklung und Offenbarung.
3. Naturgesetz und Wunder.
4. Theosophie und Christentum.
5. Hat der Mensch eine Seele?
6. Ist der Mensch unsterblich?
7. Die biologische Basis der Weltanschauung Haeckels.

Als Redner stellen sich folgende Herren zur Verfügung (die Zahlen hinter den

Namen bezeichnen die obengenannten Themata und die sonstigen Angaben die Zeit, welch den betr. am besten paßt):

1. Pfarrer Naegler-Großkraußnigk bei Brenitz O.-L. 2. 3. 4. Dezemb und Februar, Dienstag bis Donnerstag.

2. Pfarrer Reimann-Haselbach (Schleswig). 2. 3. Aus amtlichen Gründe in mondscheinlosen Wochen.

3. Pfarrer Lic. D. Thomas-Gera. 2. 3.

4. Oberlehrer Dr. Bavink-Gütersloh. 1. 2. 3. Besonders in den Weihnacht ferien.

5. Oberlehrer Dr. Quast-Essen. 1. 2. 3. Sonnabend, Sonntag, Montag, Mittwoc

6. Pfarrer Brüssau-Vielguth (Schlesien). 5. 6. Nach Weihnachten, End Januar, Februar, erste Hälfte der Woche.

7. Oberlehrer Dr. Loewe-Köln. 1. 2.

8. Dr. med. Sexaner-Frankfurt a. M. 4. 5. 6.

9. Pfarrer A. Meyer-Baierthal (Baden). 1. 3. 5. 6. Vom 1. Dezembe bis März, Anfang der Woche: Sonntag abend bis Donnerstag abend.

10. Pfarrer Dr. phil. N. G. Schmidt-Kallehne (Altmark). 1.

11. Dr. phil. A. Braß-Weimar (Zoologe, Verfasser der soeben erschienenen hochbedeutsamen Schrift „E. Haeckel als Biologe und die Wahrheit“). 7. Ende Oktober und November.

Für jeden Vortrag stehen dem betr. Redner mindestens 50 Mk. Honorar, Ersatz der Reisekosten, sowie freier Aufenthalt an dem Vortragsort zu. Die Vorträge 5 und 6 des Herrn Dr. med. Sexaner, sowie von Herrn Dr. phil. Braß, sind mit Lichtbildern gedacht und erfordern einen größeren Aufwand von Kraft und Zeit, weshalb sie mit mindestens 80 Mk. Honorar usw. zu honorieren sind.

Die Vermittlung der Vorträge erfolgt durch die fünfte Arbeitskommission, an dessen Vorsitzenden, Oberlehrer Dr. Dennert-Godesberg alle Anträge zu richten sind. Dem Antrag ist 1 Mk. in Briefmarken beizufügen zur Bestreitung der Unkosten, da der fünften Arbeitskommission sonst keinerlei Mittel zur Verfügung stehen. Äußerst erwünscht ist es, daß sich mehrere nahegelegenen Orte wegen der Vorträge zusammentun, damit die Herren Redner die Vorträge gleich mehrmals hintereinander halten können, um Zeit zu sparen. Wir bitten unsere Freunde herzlich, sich dieserhalb mit einander in Verbindung zu setzen und sich dann mit Vorschlägen an den Unterzeichneten zu wenden.

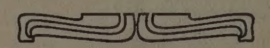
Sehr erwünscht ist es, daß die etwaigen Anträge auf Vorträge für den laufenden Winter schon möglichst bald gestellt werden, da die Regelung des Ganzen immerhin einige Zeit beansprucht.

Was die Kosten zur Bestreitung solcher apologetischen Vorträge anbelangt, so ist es ja am besten, wenn dafür anderweitig Mittel vorhanden sind, so daß sie ohne Eintrittsgeld eingerichtet werden können. Im anderen Fall ist es nach vorliegenden Erfahrungen am besten, eine gewisse Zahl von numerierten Plätzen für etwa 1 Mk. und die anderen sehr billig oder umsonst zu machen.

Der Unterzeichnete bittet sehr, ihm alle in diesem Winter gemachten Erfahrungen später mitzuteilen.

Apologetische Vorträge sind heutzutage ein großes Bedürfnis als Gegengewicht gegen die überall von Jena aus in Szene gesetzten monistischen Vorträge. Mögen unsere Freunde daher diese unsere Arbeit nach jeder Hinsicht unterstützen.

Dr. phil. E. Dennert, Godesberg, Römerstraße 23.



Ernst Röttger's Buchdruckerei, Kassel.